

The book cover features a watercolor-style illustration. At the top, a white horse with a flowing mane is depicted in profile, looking towards the right. Below the horse, a bald eagle is shown in profile, facing right. The background is a textured, mottled mix of light and dark tones, suggesting a misty or ethereal atmosphere. The author's name is in the top right, and the title is in the center. The publisher's logo is in the bottom right.

Christine  
Schmitt

*Der Traum  
der weißen Pferde*

Fantasy  
AAMA  
VERLAG

*Christine Schmitt*

# *Der Traum der weißen Pferde*



*Fantasy*



*LESEPROBE*

© 2018 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: white horse with a flying eagle beautiful painting illustration

© jozefklopacka / Fotolia Datei: #76649647

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2566-0

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2567-7

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2568-4

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2569-1

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

**AAVAA**  
VERLAG



*„In Gedenken an eine tiefe Freundschaft,  
eine prägende Zeit,  
und den Weg in ein neues Leben“*



1. Sehnsuchtsland .....	7
2. Die Suche nach dem Ich .....	21
3. Schicksalhafte Begegnung .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
4. Wenn Wünsche wahr werden .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
5. Ein Traum der in Erfüllung geht .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
6. Anfang und Ende .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
7. Der Weg der sieben Tugenden .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
8. Erste Schritte in eine andere Welt .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
9. Das verlorene Paradies .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
10. Wie eine Lüge die Welt verändert .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
11. Liebe allein überdauert den Tod .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
12. Zwischen Mangel und Überfluss .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
13. Das Wesen der Freundschaft .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
14. Ein Weg ohne Hoffnung .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
15. Auf den Schwingen des Todes .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
16. Gottes verlorene Kinder .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
17. Der Tod ist nicht das Ende .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
18. Gar dunkel war die Nacht .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
19. Seelenmord .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
20. Verstehen und verzeihen .....	Fehler! Textmarke nicht definiert.

21. Das Leben das uns trennte....Fehler! Textmarke nicht definiert.

22. Das Wunder eines neuen Morgens Fehler! Textmarke nicht definiert.

Nachwort.....Fehler! Textmarke nicht definiert.

*Die Fundamente dieser Geschichte  
gründen auf dem Wunsch, Menschen zu erreichen.  
Und zwar nicht auf dem Verstandeswege, sondern  
dadurch, dass sie berührt werden.*

*Die Bausteine zu dieser Geschichte sind Erfahrungen,  
gute wie schlechte, viele Gespräche, Zufälle, Begegnungen  
und schicksalhafte Fügungen, von überall her zusam-  
mengetragen, welche sich dann, wie ganz von selbst, inei-  
nander fügten und rasch Gestalt annahmen.*

*Erst war alles nur eine schöne und zauberhafte Ge-  
schichte. Wie ein Gebäude, märchenhaft und fantastisch.*

*Doch dann legte das Leben, über Jahre hinweg, selbst  
Hand an und ließ Teile der Geschichte, die der Wirklich-  
keit nicht Stand hielten, wie ein Kartenhaus, in sich zu-  
sammenbrechen und fügte wiederum andere Teile hinzu.*

*So machte sich das Leben selbst mit zum Architekten  
dieser Geschichte.*

*Nehmen Sie jetzt also gerne dieses Buch zur Hand,  
tauchen sie ein und finden Sie darin Ihre ganz eigene,  
persönliche Geschichte. Und den eigentlichen Sinn dahin-  
ter.*

*Finden Sie ferner vielleicht auch noch den Mut, Ihre ganz  
persönliche Geschichte umzuschreiben, nach Ihren ganz  
eigenen Wünschen und Möglichkeiten.*

*Und finden Sie auch den Glauben daran, dass sich alles, was sich in Ihrem Leben ereignet hat, für Sie letztendlich immer zum Guten hin wenden wird.*



## *1. Sehnsuchtsland*

Irgendwo in Raum und Zeit existiert ein Land, welches auf keiner Karte verzeichnet ist. Und nur Menschen mit ganz besonderen Fähigkeiten können dorthin gelangen, allein mit der Kraft ihres Herzens und dem festen Glauben daran. Dort in diesem Land gibt es ein Tal, das von einer sanft geschwungenen Hügelkette umrahmt wird. Diese Hügelkette ist in ein grünes Mooskleid gehüllt und schmiegt sich, fast wie selbstverständlich, an das Blau des Himmels.

Und in diesem Tal hat man den Eindruck, es herrsche immer nur Frühling. Die Sonne geizt nur selten mit ihrer Anwesenheit und hüllt alles in ein weiches, goldenes Licht, das auch die scheinbar unbedeutendsten Dinge wertvoll er-

scheinen lässt und so deren Schönheit, die ja in Allem vorhanden ist, an den Tag bringt. Das Sonnenlicht öffnet den Blumen des Tals am Morgen die Augen und lässt die Tautropfen in ihren Kelchen funkeln wie Diamanten. Und am Abend begleiten die letzten Sonnenstrahlen die Blüten in das Land der Träume, wo sie Kraft sammeln können für einen neuen Tag.

Und so entfalten Millionen von Blumen Tag für Tag ihre volle Schönheit aus reiner Lebensfreude und verschenken diese an jeden, der sich die Zeit nimmt sie sich anzusehen.

Das ganze Tal ist, übers Jahr gesehen, wie ein einziges Meer aus Blüten, bestehend aus den verschiedensten Farben und Formen. Und es ist in dieser verschwenderischen Vielfalt so bunt und vielgestaltig wie das Leben selbst. Und wie die Wellen eines Meeres einzelne Felsen umspülen, so umspült dieser, im Wind wogende Pflanzenteppich, in all seiner Farbenpracht, auch die Wurzeln der mächtig und stolz, daraus, aufragenden Bäume. Bäume, deren Äste sich weit ausladend in den Himmel strecken.



Gerade so, als würden sie von dort die nötige Lebensenergie, zusammen mit dem Segen Gottes, für das Land erbitten und in sich aufnehmen, um dann alles zusammen der Erde wieder über ihre tiefgründigen Wurzeln zuzuführen.

An vielen Stellen dringen kleine Rinnsale, quirrig plätschernd, aus den Tiefen der Erde an die Oberfläche und vereinigen sich zu kleinen Bächen, die lebensspendend das ganze Tal durchziehen. Auf ihrer Oberfläche spiegelt sich der blaue Himmel und die Sonne pflanzt mit ihren Strahlen tausende kleine Lichtersterne. Ein lauer Wind durchzieht das ganze Tal, angefüllt mit dem süßen Duft der Blüten und dem würzigen Geruch feuchter Erde und lässt die Blüten, Gräser und die Kronen der Bäume im Takt des Lebens hin und her wogen. Die Luft ist erfüllt vom Summen, Zirpen und Fiepen unzähliger Insekten, sowie den Gesängen und den Rufen der Vögel, die - scheinbar schwerelos - ihre Kreise am Himmel ziehen und den Lauten vieler weiterer Tiere, großen und kleinen, für die dieses

Tal zu ihrer Heimat geworden ist. Nichts hätte hier schöner sein können, als es war.

Ein richtiges Paradies eben!

Und überall in diesem Tal war er gegenwärtig. Er, dieser eigenartige Zauber, der die verschiedensten Lebewesen friedlich nebeneinander her und auch miteinander leben ließ, in einer einzigartigen Harmonie und einem scheinbar nie enden wollenden Frieden und eines grenzenlosen Glückes. Ein wahres Paradies, in dem alle Lebewesen, egal ob klein, ob groß, egal ob Tier oder Pflanze, sich den Anderen gegenüber als gleichberechtigt verstanden. Denn sie alle begriffen sich als die verschiedenen, sich gegenseitig bedingenden Teile einer einzigen, großartigen Schöpfung.

Und unter all dieser Daseinsvielfalt lebte einst auch ein ganz besonderes Geschöpf. Dieses Geschöpf bewegte sich auf vier hohen, schlanken Beinen und besaß daneben ein strahlend weißes, kurzes Fell. Ein Fell, das jedes Auge zu blenden vermochte. Dann, wenn die Strahlen der Sonne

direkt darauf fielen und vom Fell des Tieres reflektiert wurden.

Auch dieses Tier lebte getreu nach den Gesetzen des Waldes und war gut Freund mit allen anderen Lebewesen des Tales. Und auch die anderen Tiere des Tales begegneten ihm freundlich und unterhielten sich gerne mit ihm. Denn es hatte stets ein nettes Wort für jeden und war auch sonst immer achtsam im Umgang mit allen Lebewesen des Tales und so machte es sie sich zu Freunden.

Es war eines der Gesetze des Tales, dass man all das, was man an Gedanken, Worten und Taten gibt oder aussendet, seien sie gut oder schlecht, egal von welcher Seite aus, in gleicher Weise wieder zurückerhält.

Und so gaben die Lebewesen in dem Tal allesamt gerne, mit frohem Herzen und gänzlich ohne Neid. Das Wertvollste aber, das sie sich schenkten, war Freundschaft.

So verliefen die Tage in diesem Tal allesamt in dem immer wiederkehrenden, harmonischen Gleichklang. Ohne jedoch, dass deshalb auch

nur im Ansatz Langeweile aufkam. Und so wanderte auch das weiße Tier Tag für Tag durch den Wald, in dem es geboren war und in dem es sich zu Hause fühlte. Es lauschte dem Gesang der Vögel, naschte vom süßen Nektar der bunten Blüten und stillte seinen Hunger mit den saftigen Früchten der Bäume und Sträucher.

Auf seinen täglichen Streifzügen traf es auch immer wieder auf neue, ihm fremde Tiere, mit denen es sich dann auch immer gerne und sehr lange angeregt unterhielt, um von deren Anderssein zu lernen. Und so hatte das Tier schon bald viele sehr erstaunliche und interessante Geschichten aus der Lebenswirklichkeit dieser, zum Teil auch sehr exotischen Lebewesen, erfahren. Und wenn das weiße Tier so durch sein Tal streifte, achtete es immer darauf, dass es keine der zarten Blüten, die den Bach säumten, mit seinen Hufen zertrat. Auch dann nicht, wenn es sich einen erfrischenden Schluck aus dem kühlen Nass gönnte.

Das blieb natürlich nicht unbemerkt. Und so sprachen die Dotterblumen auch eines Tages zu

ihm: „Hab' Dank für deine Achtsamkeit. Mögest du auf deinen Lebenswegen stets die gleiche Rücksichtnahme erfahren!“ Dem weißen Tier war dieser Dank fast ein wenig peinlich, denn es hielt seinen Umgang mit den Geschöpfen der Natur für selbstverständlich. Waren sie doch alle Teile der gleichen Schöpfung. Dennoch bedankte das Tier sich herzlich bei den Blumen für die guten Wünsche und setzte seinen Weg freudig fort. Ab und an legte es eine kurze Pause ein, um wieder einmal einen Schluck aus dem Bach zu trinken, um sich zu erfrischen und um so die klare Reinheit des Wassers in sich aufzunehmen. Oder um seinen Kopf einfach mit geschlossenen Augen in den Himmel zu recken und die ganze Kraft und Wärme der Sonne tief in sich aufzunehmen und damit jede Dunkelheit und Kälte aus seinem Körper zu vertreiben. Und um seinen Körper stattdessen ganz mit dem Licht und der Wärme aufzufüllen. Tief sog das weiße Tier dabei die vom Blütenduft schwere Luft in sich auf und fühlte sich unendlich glücklich, hier leben zu dürfen.

Konnte das Leben nicht einfach herrlich sein!  
Und mit einem letzten tiefen Atemzug und einem stillen Lächeln auf seinen Lippen öffnete das weiße Tier danach wieder die Augen und ging weiter, einfach immer der Nase nach.

Und als das weiße Tier so dahinschlenderte, begegneten ihm zwei Schmetterlinge, die mit den zarten Bewegungen ihrer filigranen Flügel einen anmutigen Tanz in der Luft vollführten. Ihre Flügel waren von einer Farbe, wie es das Tier noch nie zuvor gesehen hatte. Es war ein tiefes, strahlendes Blau, das selbst die Farbe des Himmels übertraf. Ein Blau, das immer dann zu sehen war, wenn die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht hatte und das Blau dann seine größte Leuchtkraft besaß.

Und so sprach das weiße Tier die Schmetterlinge begeistert an: „Was seid ihr nur für wunderschöne Tiere! Ihr müsst gewiss sehr glücklich sein und ein gutes Herz haben, wenn euch die Schöpfung mit so viel Schönheit und Anmut ausgestattet hat. Gerne würde ich euer Freund sein. Sagt mir bitte, wer ihr seid und woher ihr

kommt!“ Die Schmetterlinge ließen sich auf einer weißen Glockenblume nieder, wodurch ihre Farbe noch intensiver zu leuchten begann. Und nur ab und zu, während sie da saßen, hoben und senkten sich ihre Flügel leicht, um so die Balance auf der sacht im Wind schwingenden Blüte zu halten. Das weiße Tier ließ sich erwartungsvoll daneben ins Gras sinken und lauschte gespannt dem, was ihm die Schmetterlinge zu erzählen hatten: „Sei begrüßt! Wir sind Schmetterlinge, wie du bestimmt schon bemerkt haben wirst und wir kommen von sehr weit her. Wir können fliegen und sind somit frei wie der Wind und wir lassen uns von ihm von Ort zu Ort tragen. Für uns gibt es keine Mauern und keine Zäune, keine Grenzen und auch sonst nichts, das uns aufhalten könnte. Und so sind wir auf unseren Reisen schon weit herumgekommen, aber noch nirgends haben wir ein so schönes Tal wie dieses hier gesehen. Und weil wir dachten, dass jeder, der das Glück hat, in einem so schönen Tal leben zu dürfen, nicht anders als glücklich sein kann, haben wir uns

entschieden, uns für eine Weile hier niederzulassen. Und weil niemand jemals zu viele Freunde haben kann, freuen wir uns darüber, dass auch du jetzt unser Freund sein möchtest und so bieten wir dir mit Freuden auch unsere Freundschaft an. Aber jetzt sag' du uns einmal, was du denn für ein Tier bist! Noch nie ist uns so ein Tier wie du begegnet. Auf keiner unserer Reisen. Du musst also etwas ganz Besonderes sein!“

„Ach nein“, sagte das weiße Tier da verblüfft: „ich bin doch nichts Besonderes! Ich bin einfach nur ein weißes Tier! Ein Tier wie viele andere auch. Nur eben nicht so bunt und so schön wie zum Beispiel ihr es seid.“

Die Schmetterlinge stimmten dem, was das weiße Tier sagte, nur bedingt zu: „Ja, du bist weiß! Aber zu welcher Tierart gehörst du? Zu welcher Familie?“

Und das Tier antwortete wieder: „Ich gehöre zu den Tieren des Waldes hier. Hier wurde ich geboren. Sie alle hier sind meine Familie. Ich bin wie sie.“



Die Schmetterlinge aber schienen nun doch sehr erstaunt über die Antwort des Tieres und entgegneten stirnrunzelnd und deutlich widersprechend: „Aber das kann nicht sein! Schau dich doch einmal an! Du bist nicht so wie die anderen Tiere hier! Keines davon hat ein ähnlich schneeweißes Fell wie du. Und keines hat diesen Glanz in den Augen und bewegt sich mit so viel Anmut wie du. Dich umgibt ein eigenartiger Zauber. Uns scheint, du bist ein Wesen mit einer fast schon magischen Ausstrahlung und nach unserem Erleben bist du ganz einzigartig unter den Tieren hier und auch anderswo. Und deshalb ist es uns eine ganz besondere Freude, dich getroffen zu haben und dich zum Freund zu haben. Wir wünschen dir Freude auf all deinen Wegen!“ Mit diesen Worten erhoben sich die beiden Schmetterlinge in die Luft und flogen davon. Das Tier aber sah ihnen noch lange nachdenklich nach, bis die Schmetterlinge schließlich seinen Blicken am Horizont entschwanden.

Was hatten die beiden gesagt? „Du bist anders! Etwas Besonderes! Schau dich doch einmal an!“ Was meinten sie nur damit? Es war doch nur ein Tier, so wie all die anderen Tiere in diesem Wald und diesem Tal auch. Es gehörte doch zu ihnen. Sie waren seine Brüder und Schwestern. Sie waren seine Familie. Und noch nie hatten sie ihm das Gefühl gegeben, dass es anders war. Das Tier rief sich nun selbst zur Ordnung. Schluss jetzt mit diesem Unsinn. Das weiße Tier, es war ein Kind dieses Tales und damit auch Teil dieser Gemeinschaft der Tiere hier. Die Tiere hier, sie waren seine Familie. Es gehörte einfach zu ihnen. Doch da war mit einem Mal aber auch so eine Stimme im Kopf des weißen Tieres, die sich mit dieser Begründung allein nicht zum Schweigen bringen lassen wollte. Warum hatten die Schmetterlinge dann so komische Sachen gesagt? „Schau dich doch einmal an!“ Was glaubten sie denn so Besonderes an ihm gesehen zu haben?

So ein Unsinn! Das Tier schüttelte sich energisch, so dass ihm seine lange, weiße Mähne wie

eine haarige Wolke um den Kopf flog. Schluss damit! Das Tier musste jetzt unbedingt etwas dagegen unternehmen. Dagegen, dass ihm derartige Gedanken weiterhin in seinem Kopf herumspekten und es sich selbst noch etwas einzubilden begann. Nur weil da ein paar Schmetterlinge etwas in das Tier hineininterpretierten, was vielleicht nur ihrer elfenhaften Natur und ihrem Hang zu Märchen und Legenden entsprang.

Und so ging das weiße Tier entschlossen zurück zum Bach, um mit dem reinen, kühlen Wasser wieder Klarheit in seine Gedanken zu bringen und um damit alle Zweifel kurzerhand wegzuwaschen. Fest entschlossen, seinen Kopf in dem klaren Nass unterzutauchen, um dadurch auch das unruhig wallende Blut zusammen mit den beunruhigenden Gedanken, die die Worte der Schmetterlinge in seinem Kopf hervorgerufen hatten, abzukühlen und um sie so zum Schweigen zu bringen, näherte das weiße Tier sich schwungvoll der Wasseroberfläche. Aber plötzlich zuckte es genauso schwung-

voll, wie es sich dem Wasser genähert hatte, auch gleich wieder zurück. Denn es begegnete dort, nahe der Wasseroberfläche, ganz unerwartet zwei großen, strahlend grünen Augen. Augen, die ihm sanft aber auch neugierig entgegenblickten. Augen, in denen aber auch ein Anflug von Traurigkeit lag. Und es dauerte eine ganze Weile, bis das Tier schließlich erkannte, dass es sein eigenes Spiegelbild war, das ihm da entgegenblickte. Und zum ersten Mal in seinem Leben begann das weiße Tier sich bewusst zu betrachten.

Es sah das strahlend weiße Fell, den langen weißen Schweif, die klaren grünen Augen, die wie tiefe Seen in einer von Schnee bedeckten Landschaft wirkten, geheimnisvoll und unergründlich. Es sah die weiße Mähne, die den anmutig geformten Kopf umwehte und die an seinem Hals hinabfloss und es sah dort, mitten auf seiner Stirn, ja es sah dort wirklich und wahrhaftig ein goldfarbenes Horn. Ein Horn, das wie zu einer Spirale zusammengedreht war und das an einen Lichtstrahl der Sonne erinnerte. Besonders dann, wenn das Tier seinen Kopf

zum Himmel empor hob und das Sonnenlicht direkt auf sein goldenes Horn traf und es so zum Leuchten brachte.

Und in diesem Moment wurde es dem Tier mit einem Mal bewusst, dass die beiden Schmetterlinge Recht hatten.

\*

## *2. Die Suche nach dem Ich*

Die Schmetterlinge hatten Recht!

Das Tier, es sah wirklich ganz anders aus als all die anderen Tiere des Waldes, denen es tagtäglich begegnete. Denn keines davon war ihm wirklich ähnlich. Das weiße Tier, es hatte nicht den schönen, buschigen Schwanz des Eichhörnchens, das unentwegt damit beschäftigt war, die Samen der Bäume als Vorrat in der Erde zu vergraben. Es hatte nicht das bunte Federkleid der Vögel, die jeden Abend ihr Schlaflied anstimmten, wenn sich die Sonne nach einem erfüllten Tag hinter den Hügeln, mit einem letzten, purpurroten Aufleuchten verabschiedete. Es hatte nicht das weiche, samtig schimmernde, schwarze Fell des Panthers, der sich geschmeidig durch das Unterholz des Waldes bewegte. Es hatte nicht, wie die Schnecke, ein Haus auf seinem Rücken, in das es sich hätte zu jeder Zeit zurückziehen können.

Es hatte nicht, ..., es hatte nicht, ..., es hatte nicht, ...!

Das weiße Tier - es war einfach anders!

Und während es dem Tier bei dieser Betrachtung heiß und kalt gleichzeitig wurde, bildeten sich auf der Wasseroberfläche plötzlich kleine, kreisförmige Wellen, die zum Ufer hin ausliefen. Und dann sprach aus der Mitte dieser Wellenbewegungen heraus eine Stimme vom Grund des Baches das Tier an und unterbrach so seine trüben Gedanken: „Hey du! Was guckst du denn so traurig drein?“ Das Tier schaute in das klare Wasser, geradewegs in die Richtung, aus der die Stimme kam und sah dort zwei Forellen, die mit ihren schlanken Körpern gegen die Strömung des Baches anschwammen, wobei sich ihre Flossen wie kleine Schleier um ihre Körper bewegten. Das weiße Tier antwortete ihnen hoffnungsvoll: „Ach ihr seid es, ihr lieben Fische! Vielleicht könnt ihr mir ja helfen! Sagt mir, ich bin doch eure Schwester und gehöre doch zu eurer Familie!“

„Nein“, antworteten die Fische da aber bestimmt: “Du bist keines von uns! Wir mögen dich gerne. Aber du bist nicht wie wir. Du bist anders! So ein Tier, wie du eines bist, haben wir sonst noch nirgendwo gesehen und wir können dir deshalb leider auch nicht bei der Beantwortung deiner Frage helfen. Aber mach’ dir nichts daraus! Wir mögen dich trotzdem. Fast so wie eine richtige Schwester. Aber jetzt müssen wir weiter. Du weißt, die Familie! Sie wartet. Wir wünschen dir noch einen schönen Tag!”

„Euch auch noch einen schönen Tag“, erwiderte das weiße Tier enttäuscht und lief weiter entlang des Baches. Ohne jedoch wirklich etwas von seiner Umgebung wahrzunehmen und ohne zu wissen, wohin es eigentlich ging. Es folgte einfach weiter dem Bachlauf.

Dieser hatte nach mehreren Windungen die Wiese verlassen und war am Waldrand angekommen. Das weiße Tier folgte dem Bachlauf weiter in den Wald hinein, angetrieben durch das Plätschern des Wassers, das jetzt in den Ohren des weißen Tieres wie ein leises Flüstern



klang, das immer nur ein und dieselbe Frage kannte: „Wer bin ich?“ Das Tier trottete mit schleppenden Schritten und mit von schweren Gedanken tief gebeugtem Haupt an den Ufern des Baches entlang, immer weiter hinein in den Wald. Und zum ersten Mal hatte es keinen Blick für die mächtigen Bäume, die seit das weiße Tier denken konnte hier standen und scheinbar völlig unbeeindruckt von den vielen großen und kleinen Geschehnissen, die sich zu ihren Füßen tagtäglich ereigneten, in stoischer Ruhe ausharrten. Es sah nicht die großen Buchen, deren Wurzeln weit aufgefächert knorrig in die Erde ragten und deren zerklüftete und borkige Stämme auf der Seite, die dem Norden zugewandt war, dicht mit grünem Moos bewachsen waren. Die Bäume hier waren allesamt schon sehr alt. Älter wohl als jedes andere Lebewesen, das hier lebte und sie hatten schon vieles erlebt und auch schon so manch einen Sturm überstanden. Und jede der mächtigen Buchen hatte ihre ganz eigene Persönlichkeit, mit der sie ihre Betrachter in ihren Bann zu ziehen vermochte.

So fanden zum Beispiel in den Kronen manch eines dieser Bäume große Stauden wilder Orchideen ihr Zuhause. Viel besucht von Hummeln, deren Summen sich in das Konzert der vielen Waldvögel mischte.

Doch auch dafür hatte das weiße Tier heute keinen Blick. Unaufhörlich kreiste immer nur ein und derselbe Gedanke in seinem Kopf: „Wer bin ich?“

Das Tier tauchte nur ein einziges Mal kurz aus seiner Versenkung auf und hob seinen Kopf in dem Moment, als es auf eine Lichtung hinaus trat. Es war eine Lichtung inmitten des Buchenwaldes, auf der sich gewöhnlich die smaragd-farbenen Eidechsen träge auf den einzelnen, zwischen Farnen und Gräsern verstreut liegenden Steinen sonnten.

Und bei diesem kurzen Blick entdeckte das weiße Tier inmitten dieser sonnendurchfluteten Lichtung eine Rehfamilie mit zwei Kitzen, die sich dort zum Ausklang des Tages gemeinsam eingefunden hatte. Die zwei kleinen Kitze standen noch auf sehr wackligen Beinen und wirk-

ten selbst in ihrem Spiel noch etwas unbeholfen. Dennoch sprangen sie in ungestümem Tempo über die Wiese, wobei immer das eine das andere zu fangen suchte. Man konnte ihnen die Lebensfreude und die Unbekümmertheit ihres jungen Lebens deutlich ansehen. Sie tobten und sprangen ausgelassen über die von der Sonne mit goldenem Licht beschienene Wiese, während die Elterntiere eng beieinander, in unmittelbarer Nähe standen und stolz das Treiben ihrer Sprösslinge betrachteten. Und dabei berührten sich ihre Körper von Zeit zu Zeit wie zufällig auf eine ganz zarte und liebevolle Weise, die erkennen ließ, dass sie zusammengehörten. Diese Vier gehörten ganz zweifellos zusammen!

Das sah man auf den ersten Blick. Und zwar nicht nur deshalb, weil sie sich schon alleine in ihrem Äußeren glichen, sondern man erkannte es auch an der Vertrautheit, mit der sie miteinander umgingen.

Bei einem solchen Anblick wurde dem weißen Tier sonst jedes Mal ganz warm ums Herz und

es freute sich ehrlich an diesem stillen Glück der anderen. Doch dieses Mal war etwas anders. Ein tiefer, nie gekannter Schmerz durchfuhr das Herz des weißen Tieres. Und es wandte sich traurig ab und ging ziellos weiter durch den Wald. Alleine. Und zum ersten Mal in seinem Leben fühlte es sich auch so – alleine!

Das weiße Tier fühlte sich mit einem Mal fremd in diesem, seinem Tal, in dem es doch eigentlich zuhause war. Mit einem Mal war es so, als gehöre es nicht mehr dazu. Und das weiße Tier kam sich vor, als befände es sich unter einer Glasglocke und wäre darin gefangen. Einer Glasglocke, die es von allem trennte und isolierte. Von allem, was ihm bisher vertraut und zugehörig schien. Es war dieses Bewusstsein, dass es anders war, anders als alle anderen Tiere dieses Tales. Dieses Bewusstsein entfremdete das weiße Tier von diesen und machte es einsam.

Und dieses Gefühl des Andersseins und die damit verbundene Einsamkeit lasteten so schwer auf ihm, dass es seinen Kopf tief gesenkt hielt und keinen Blick mehr für die schönen

Dinge ringsumher hatte. Es war zwar alles immer noch da. Alles an seinem Platz, wie zuvor auch, aber irgendwie hatte sich die Welt des weißen Tieres nun grundlegend verändert. Alles Schöne war verschwunden. Die Farben in der sonst so leuchtenden Landschaft wirkten jetzt viel blasser und kühler und wie mit einem grauen Schleier überzogen. Auch die Strahlen der Sonne schienen nun an Intensität verloren zu haben und vermochten das Tier nicht mehr richtig zu wärmen. Es fühlte tief in seinem Innern eine nie gekannte Kälte in sich aufsteigen. Seine Schritte wurden immer schwerer und mühsamer und es fühlte sich sehr, sehr müde und sehr alt und auch richtiggehend krank. Und dieses Gefühl nahm nun immer mehr zu, bis das weiße Tier schließlich nicht mehr in der Lage war, seinen Weg fortzusetzen.

Völlig ermattet blieb es einfach stehen und ließ sich an Ort und Stelle zwischen den Wurzelarmen einer mächtigen Rotbuche nieder und betete seinen Kopf auf den weichen, grünen Moosteppich dazwischen. Schlafen! Nur ein wenig

schlafen, dachte das erschöpfte Tier, am Ende seiner Kräfte. Und wenn ich dann aufwache, werde ich merken, dass alles nur ein böser Traum war und ich werde wieder so sein, wie all die anderen Tiere des Waldes und ich werde mich wieder eins fühlen mit ihnen. Und kaum hatte das Tier seine Augen geschlossen, da verfiel es auch schon in einen tiefen Schlaf, der auch den Rest des Tages über andauern sollte.

Die Sonne senkte sich langsam in ihrem rot leuchtenden Abendkleid auf die Hügelkette, die das Tal umgab, um sich dahinter, wie allabendlich, zur Ruhe zu begeben. Dabei grüßte sie mit ihrem Farbenspiel die silberne Scheibe des Mondes, der sich zur gleichen Zeit anschickte, von nun an mit dem Zauber der Nacht das Land zu regieren. Das Mondlicht überzog das ganze Tal nach und nach mit seinem silbrigen Glanz, ließ Träume und Mythen zum Leben erwachen und machte die Magie der Stunde sichtbar.

Im Schein des Mondes leuchtete auch das Fell des weißen Tieres, das im Schlaf Vergessen suchte, weithin sichtbar. So als wäre es mit Sil-

berfäden durchwirkt, schien das weiße Tier mit dem Mond - zumindest auf diese Weise - eine Art Verbindung einzugehen, indem es durch den silbrigen Glanz seines Felles den Schein des Mondes auf Erden widerspiegelte.

Dicht an die Wurzeln der Buche geschmiegt ruhte das weiße Tier nun und fand im Schoße der Nacht etwas von dem Schutz und der Geborgenheit, die ihm der Tag heute versagt hatte. Und letztendlich schenkte die Nacht ihm auch einen Traum. Einen Traum, der vielleicht die Antwort auf seine Frage zu sein schien. Eine Antwort auf die in seiner Seele brennende Frage:

„Wer bin ich?“

In diesem Traum fand sich das Tier auf einer steilen Klippe wieder. Es lag im Schatten von gelb blühenden Ginsterbüschen und blickte hinaus aufs Meer, dessen blaue Fluten nur durch den Horizont, der zu dieser Stunde nur noch als dünne Linie an dessen Oberfläche sichtbar war, begrenzt wurde. Und diese feine Linie trennte das Blau des Meeres vom Blau des Himmels wie

durch eine feine Naht. Die Sonne stand hoch und ließ die warme Luft über der Erde flirren. In den Ginsterbüschen summte emsig ein Bienenvolk und leerte dabei die gelben Blütenkelche. Grillen ergänzten das Konzert mit ihrem Zirpen aus dem Verborgenen heraus. Ab und zu unterbrochen vom Kreischen der Möwen. Die Luft schmeckte salzig durch das nahe Meer, dessen Wellen ein stetes Auf und Ab vollführten, bis sie sich schließlich mit einem donnernenden Geräusch an dem grauen Granit der Klippen brachen.

Hoch oben in der Luft, über dem Platz, wo das weiße Tier sich nun hingelegt hatte, zog ein mächtiger Adler seine Kreise, stolz und frei.

Das weiße Tier beobachtete versonnen den Flug des Adlers. Er schien stetig über der Stelle, an der das weiße Tier lag, zu kreisen. So, als suche er dort etwas Bestimmtes. Seine Kreise wurden dabei enger und enger und er verlor auch deutlich an Höhe. Plötzlich erblickten seine scharfen Augen unter sich das weiße Tier, das mit großen, grünen Augen gebannt zu ihm



heraufblickte. Er sah mitten hinein in diese Augen, die klar und tiefgründig zugleich, wie zwei tiefgrüne, kristallklare Bergseen, in einem von einem silbrig weißen Fell überzogenen, ebenmäßigen Gesicht leuchteten. Und so trafen sich ihre Blicke, wie magisch voneinander angezogen.

Und magisch war dann auch das Gefühl, das sich bei dieser ersten Begegnung bei beiden in ihrem Innern ausbreitete und das von da an immer weiter von ihnen Besitz ergriff. Ein Gefühl von Verbundenheit, von inniger Vertrautheit, so als wären sie Freunde, seit langer, langer Zeit schon und so, als wäre dies eine Freundschaft, die auch auf alle Zeiten bestehen sollte. Das weiße Tier traf diesen Augenkontakt mit dem Adler wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Noch nie zuvor in seinem Leben hatte es sich einem anderen Tier gegenüber auf Anhieb so vertraut, so zugehörig gefühlt, wie es nun bei diesem Adler der Fall war. Bei diesem Adler, einem Tier also, das in seiner Art dem weißen Tier von Natur aus doch so grundverschieden

war. Und doch verspürte das weiße Tier diesem Adler gegenüber eine Anziehung, fast schon eine Art Verwandtschaft. Ja, das war es! Das weiße Tier fühlte sich mit dem Adler seelenverwandt.

Es blickte zu ihm hinauf, blickte in seine blauen Augen und sah darin... ja es sah darin wirklich und wahrhaftig einen Teil von sich selbst. Einen Teil, von dem es bis zu diesem Moment selbst nicht gewusst hatte, dass er ihm sein ganzes Leben lang in seinem Herzen gefehlt hatte. Doch jetzt, da es diesem Teil in der Gestalt dieses Adlers begegnet war, fühlte das weiße Tier ganz deutlich, wie sich durch diese Begegnung eine große Leere in seinem Herzen füllte. Und mit einem Mal fühlte sich das weiße Tier überhaupt nicht mehr einsam oder alleine. Es hatte da oben in der Form des Adlers, sein Gegenstück, seinen Zwilling gefunden. Den Teil, der ihm bisher immer gefehlt hatte und den Teil, der das weiße Tier nun vollkommen machte. Das weiße Tier war in diesem Moment so glücklich, wie es glaubte, in seinem Leben zuvor noch

nie gewesen zu sein. Endlich hatte es hier jemanden gefunden, der ganz und gar zu ihm zu gehören schien. Es fühlte sich so an, als ob sie von jeher für einander bestimmt gewesen wären. Dies schien auch der Adler, hoch über dem weißen Tier, so zu empfinden. Denn dem weißen Tier war auf einem Mal so, als vernähme es die Stimme des Adlers, der ihm aus der Ferne etwas zurief.

„Alte Freundin!“, hörte das Tier ihn. So als ob der Adler ihm diese Worte zuflüstern würde. Obwohl dies über die Entfernung hinweg, die die beiden voneinander trennte, in Wirklichkeit kaum möglich war. Aber vielleicht hörte oder vielmehr fühlte das Tier diese Worte auch mehr, als es sie hörte, einfach irgendwie tief in seinem Herzen. Doch sie waren da! Irgendwie hatten sie den Weg vom Herzen des Adlers bis hinein in das Herz des weißen Tieres gefunden und sie fielen dort auf fruchtbaren Boden.

Für das weiße Tier und den Adler schien die Zeit nun einfach still zu stehen. Sie hatten sich nach langer Zeit nun endlich, durch Raum und

Zeit hinweg, wiedergefunden und das Band ihrer Freundschaft neu geschlossen. So zumindest fühlte es sich für beide in diesem Augenblick an. Ein wahrlich magischer Moment!

Der seltsame Bann wurde dann jedoch jäh gebrochen, als ein donnerndes Geräusch die ansonsten so friedliche Stille durchbrach. Es war das Donnern vieler Hufe auf einem staubigen Weg, das rasch näher zu kommen schien. Das weiße Tier wusste nicht, wie ihm in diesem Moment geschah und automatisch duckte es sich Schutz suchend tief in die Ginsterbüsche, die es dort, an seinem Ruheplatz, umgaben. Der Lärm der donnernden Hufe kam immer näher. Und dann sah das weiße Tier schließlich auch die Tiere, die in wilder Flucht vor etwas ungeheuer Bedrohlichen am Rand der Klippen herangestürmt kamen. Es waren mehrere Dutzend Tiere. Tiere, ein jedes mit einem silberweißen Fell und einem goldfarbenen Horn auf seiner Stirn. Tiere, in denen das weiße Tier, dort in seinem Versteck, unweit des Geschehens, sich selbst wiedererkannte. Dem weißen Tier blieb

vor Erstaunen und blankem Entsetzten beinahe das Herz stehen. Das da, diese Herde weißer Pferde, das ist meine Familie! Ihnen gehöre ich an, dachte das weiße Tier mit wild klopfenden Herzen. Endlich! Endlich habe ich mit ihnen meine Wurzeln gefunden! Meine Suche hat jetzt, hier und heute, ein Ende.

Doch dieses, sich gerade noch aufdrängende, Hochgefühl fand so urplötzlich wie es sich bei dem weißen Tier eingestellt hatte, auch schon wieder ein Ende.

Denn anscheinend wurde diese Herde weißer Pferde von etwas sehr Bedrohlichem gnadenlos die Klippen entlang gehetzt. In wildem Galopp rasten die gejagten Tiere, scheinbar ungebremst und blind vor Angst, auf den Abgrund der steil abfallenden, schroffen Felsen zu. Dabei vermischte sich das Donnern ihrer Hufe auf dem felsigen Untergrund mit dem Donnern der Brandung eines nun von aufkommenden Windböen aufgepeitschten Meeres am Fuße der Klippen. Angsterfüllte Wieherlaute der gejagten Tiere waren nun weit über die sich rasch ver-

dunkelnde Landschaft hinweg zu hören und ließen dem weißen Tier das Blut in den Adern gefrieren. Denn es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis es zum unvermeidlichen Absturz der Tiere ins Meer kommen musste.

Das weiße Tier war vor Angst wie gelähmt und duckte sich voller Panik tief in die Büsche, von denen es umgeben war. Es hielt den Atem an, um nicht bemerkt zu werden. Gleichzeitig aber suchte es fieberhaft nach einer Möglichkeit, diesen Tieren, von denen es - und das wusste das weiße Tier nun mit Gewissheit - ja selbst auch eines war, zu helfen. Doch wie nur? Was konnte es bloß tun? Ohne zu wissen, was in diesem Moment wirklich geschah, spürte das weiße Tier doch ganz instinktiv, dass es jetzt auch selbst in großer Gefahr war. Es fühlte sich hilflos einer unsichtbaren Bedrohung ausgeliefert. Was war hier nur los? Was hatte das alles denn bloß zu bedeuten? Wie hypnotisiert konnte das weiße Tier dem ungeheuerlichen Geschehen um sich herum nur machtlos zusehen.

Eine Herde, bestehend aus mehreren Dutzend Tieren, welche dem weißen Tier, dort in seinem Versteck, bis aufs Haar glichen, rasten mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen und angstvoll geblähten Nüstern auf die Spitze der Klippe zu. Ihre Körper bäumten sich auf, als die ersten der weißen Tiere den Rand der Felsen erreicht hatten und ihre Hufe dort ins Leere traten. Ihre weißen Körper waren von der Anstrengung, einem übermächtigen Feind zu entkommen, schweißnass und ihre goldfarbenen Hörner blitzten auf in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Mit verkrampften Muskeln warfen sie ihre sehnigen Körper herum, um so, vielleicht in letzter Sekunde, doch noch dem drohenden Absturz zu entgehen. Doch ihre Lage war hoffnungslos. Denn im selben Moment als die Tiere umkehren wollten, baute sich, wie aus dem Nichts kommend, eine übermächtige Gestalt in einer tief schwarzen, schmiedeeisernen Rüstung und hoch zu Ross, wie eine unüberwindliche Festung vor ihnen auf und versperrte ihnen den Weg zurück.

Der Reiter haute seinem schwarzen Hengst die Sporen so brutal in die Flanken, dass dem Tier vor Schmerz weißer Schaum vor das Maul trat und es sich, wie von Dämonen angetrieben, in wilder Raserei immer wieder aufbäumte. Dabei schwang der schwarze Reiter über seinem Kopf ein beinahe mannsgroßes, aus hartem Stahl getriebenes Schwert, das noch rot zu glühen schien vom Feuer, in dem es einst gegossen worden war. Mit gnadenloser Herrschsucht zwang der schwarze Ritter dabei seinem schwarzen Hengst seinen Willen auf und trat ihm so hart in die Flanken, dass dieser erneut zornschnaubend auf seine Hinterbeine stieg und so auf die Herde der weißen Tiere zusprang.

Die verzweifelten Tiere unternahmen nun einen letzten Versuch auszubrechen. Doch mit seinem glühenden Schwert versengte der schwarze Ritter die Erde unter sich und steckte die trockenen Grasbüschel in Brand. Rasch breitete sich das Feuer aus und rollte unaufhaltsam, wie eine Tod bringende Walze, auf die Herde der weißen Tiere zu.



Hoffnungslos in die Enge getrieben gab es hier nun wahrhaftig keine Rettung mehr für die weiße Herde und so suchten die weißen Pferde ihr Heil in dem todbringenden Sprung über die Klippen. Die qualvollen und von Todesangst durchdrungenen Schreie der Tiere waren auch dann noch zu hören, als ihre Körper in den Fluten des aufgewühlten Ozeans eintauchten und unaufhaltsam auf den Meeresgrund hinabgezogen wurden. Dann wurde urplötzlich alles totenstill.

Mit dem Verschwinden auch noch des letzten Tieres dieser weißen Herde legte sich nun fast augenblicklich eine unheilvolle Stille über die Klippen und das Umland. Das Feuer, das der schwarze Reiter entfacht hatte, erstarb, als es am kargen Klippenrand keine Nahrung mehr fand und hinterließ dort nichts weiter als verbrannte Erde. Auch die Sonne war nun, ohne ihr übliches Ritual des Abendrotes, das vor Beginn der hereinbrechenden Nacht, an anderen Tagen sonst immer wie ein Versprechen für das Kommen eines neuen Morgens am Himmel stand,

einfach so erloschen. So, als hätte sie all ihre Lebensenergie verloren und würde deshalb die Erde auf lange Zeit verlassen.

Hilflos und vor Tränen fast blind musste das weiße Tier, immer noch hinter einem Ginsterbusch verborgen, mitansehen, wie sich die Tiere, in denen das weiße Tier seine Brüder und Schwestern erkannte, denn um diese handelten es sich ja wirklich, aus Verzweiflung über den Rand der Klippen ins Meer gestürzt hatten. Und es musste bis zuletzt mit anhören, wie ihre ängstlichen Laute in den Fluten des Meeres für immer verstummten. So, als hätte es sie nie gegeben. Ein gequältes Schluchzen entwich der Kehle des weißen Tieres, was nun auch dem schwarzen Ritter nicht entging. Schlagartig wandte er sich um in die Richtung, aus der er dieses Geräusch vernommen zu haben glaubte und in der sich das weiße Tier ja auch tatsächlich verborgen hielt.

Einen Moment lang, nur einen kurzen Moment lang, erhaschte das weiße Tier einen Blick in die stechenden und alles durchdringenden Augen

des schwarzen Ritters, die als einziges durch einen Schlitz in seinem schwarzen Helm ausgespart wurden. Dem weißen Tier gefror förmlich das Blut in den Adern und es machte sich ganz klein dort, in seinem Versteck.

In der Hoffnung, der schwarze Ritter würde diesem verräterischen Geräusch dann, wenn sich das weiße Tier jetzt völlig ruhig und unsichtbar verhielte, nicht mehr weiter nachgehen. Und es so ganz einfach übersehen.

Dem weißen Tier stand der kalte Schweiß auf seiner Haut. Es zitterte und kniff seine Augen so fest zu, wie es das auch immer getan hatte als es noch ganz klein war. Nämlich immer dann, wenn es, wie jetzt auch, vor etwas ganz furchtbare Angst hatte. Denn damals hatte es geglaubt: „Wenn ich dieses Etwas, das mir Angst macht, nicht sehen kann, dann kann mich auch dieses Etwas nicht sehen!“ Was natürlich töricht war. Aber zumindest half es dem weißen Tier jetzt in dieser Situation, einigermaßen ruhig zu bleiben. Nach schier endlosen Minuten wandte sich der schwarze Ritter dann endlich doch

wieder seinem Pferd zu, tätschelte ihm zufrieden den Hals und stieg ab. Er schien dem Geräusch, das vor kurzem noch seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, nun keine weitere Beachtung mehr zu schenken, trat stattdessen mit seinem Schwert dicht an den Rand der Klippen und blickte triumphierend auf sein grausames Werk, das er an der Herde der weißen Pferde verübt hatte.

Inzwischen verdunkelten dichte, schwarze Rauchwolken, die von der verbrannten Erde aufstiegen, die Sonne, die von da an alles von ihrer Macht verloren zu haben schien und mehr und mehr verblasste. Es wurde dunkel. Eine unnatürliche Dunkelheit übernahm jetzt zusammen mit dem Herrn der Finsternis die Herrschaft über die Welt und all ihre Geschöpfe.

Das aufgewühlte Meer schleuderte in einem letzten Aufbäumen seine Wellen wütend gegen die Felsen, so dass die graue, schaumige Gischt hoch über die Klippen hinweg spritzte. Denn selbst das Meer hatte jetzt durch die Abwesenheit der Sonne und des blauen Himmels seine

blaue Farbe verloren und mutete nun in diesem diffusen Zwielight an wie eine graue Masse, die Gift sprühend die Klippen zu erklimmen trachtete. Alles Leben, alle Schönheit war mit einem Mal wie weggewischt. Und zurück blieb eine Atmosphäre aus einer Mischung aus Angst, Verzweiflung und Tod.

Da zerschnitt ein lautes, triumphierendes Lachen die angespannte Stille. Mit einem Ruck richtete der schwarze Ritter nun sein Schwert gen Himmel, erhob seine Stimme über das Donnern der grauen Meeresfluten und rief in die nun unaufhaltsam aufziehende Nacht: „Ich, der Herr über die Finsternis! Herr auch über alle verlorenen Seelen verkünde hiermit, dass es mit dieser Stunde keine Einhörner mehr auf dieser Welt geben wird. Sie sind von dieser Erde getilgt. Und mit ihnen werden auch alle Träume, alle Hoffnung und alles Licht auf ewig auf dieser Erde ausgelöscht sein. So wahr ich der Herr der Finsternis bin, sage ich allen, die es zu hören vermögen:

Solange das Meer sein wird - und das Meer ist unendlich - werden die Einhörner Gefangene sein, im steten Spiel der Gezeiten. Und nur mir allein werden sie noch mit ihrer Anmut und ihrer Magie zu Diensten sein, um meine Macht dadurch noch zu mehren. Und der Glanz ihrer Augen wird allein nur noch mein Herz erwärmen. Und kein anderes Lebewesen wird je wieder ein Einhorn zu Gesicht bekommen. Und so werden die Einhörner in Vergessenheit geraten und all ihre Tugenden mit ihnen. Und ich allein werde Herrscher sein über alle Kreaturen und den Himmel, die Erde und das Meer. Mein Wille geschehe!“

„Das wird nie geschehen. Hörst du! Niemals!“ Dieser Ruf kam aus den Wolken, die sich inzwischen über dem Meer zu einem wahren Unwetter zusammengeballt hatten. Und mit einem entschlossenen Schrei stürzte sich in diesem Augenblick der Adler vom Himmel herab und raste auf den schwarzen Ritter zu, um ihn mutig anzugreifen. Das weiße Tier sah, von dem Ruf des Adlers aufgeschreckt, hoch und wäre in

diesem Moment beinahe selbst aufgesprungen, um den Adler unter Einsatz seines eigenen Lebens von seinem selbstmörderischen Vorhaben abzuhalten.

Denn der Kampf schien für den Adler schon von vornherein aussichtslos zu sein. Und so kam es dann auch! Sein scharfer Schnabel prallte immer wieder an der Rüstung des schwarzen Ritters ab und nur unter Aufbietung all seiner Muskelkraft und dank seiner unvergleichlichen Wendigkeit gelang es dem Adler, dann doch immer wieder den gezielten Schwerthieben des schwarzen Ritters, zwar mühsam und meist auch in letzter Minute, immerhin aber doch rechtzeitig zu entkommen. Nach und nach aber verließen den Adler, durch die vielen, unzähligen und dennoch erfolglosen Angriffe, dann letztendlich doch seine Kräfte. Dennoch dachte der Adler gar nicht daran aufzugeben. Sein unerschütterlicher Glaube an die Wichtigkeit seines Tuns gab ihm immer wieder neuen Mut, um einen erneuten Angriff zu wagen. So auch dieses Mal. Und ohne Rücksicht auf sein eigenes

Leben, setzte er zu einem erneuten Sturzflug an und fuhr dem schwarzen Ritter dabei mit seinen Krallen mitten ins Gesicht.

Und dieses Mal drangen die Krallen des Adlers durch den Schlitz in die Maske des Helms des Herrn der Finsternis ein und hinterließen einen langen Schnitt auf der Haut des Ritters, dicht neben seinem linken Auge. Der schwarze Ritter geriet, verursacht durch einen brennenden Schmerz in seiner linken Gesichtshälfte, leicht ins Wanken und schien den Halt zu verlieren. Blut rann ihm über das linke Auge und trübte seine Sicht. Der Adler erkannte darin nun seine beste Chance. Und als der schwarze Ritter, dadurch kurz beeinträchtigt, für einen Moment orientierungslos mit seinem Schwert in der Luft herumstocherte, nutzte der Adler diese Gelegenheit, um den Herrn der Finsternis mit einem Überraschungsangriff zu überrumpeln. Bevor der Adler sich nun aber erneut auf den Ritter stürzen konnte, suchte er mit seinem Blick nach dem weißen Tier, das immer noch reglos in seinem Versteck verharrte und er rief ihm zu:



„Schnell, lauf weg! Rette dich! Du hast eine Aufgabe zu erfüllen! Du musst leben, um die Einhörner zu befreien!“

Darauf jedoch hatte der schwarze Ritter nur gewartet. Und mit einer raschen Drehung schwang er sein Schwert in die Richtung, aus der die Stimme des Adlers zu ihm drang und schlug zu.

Das weiße Tier aber erwachte aus seiner Erstarrung und rannte davon. Wie von Furien gejagt. Trotzdem konnte es nicht anders! Es warf noch einen letzten Blick zurück zum Adler und dessen Schicksal. Und so sah es auch, wie das Schwert des Ritters den Adler traf, ihm seine Federn versengte und sah, wie der Adler verletzt zu Boden stürzte.

Vor Tränen blind und von Schmerz wie betäubt, stürzte das weiße Tier jetzt immer weiter hinein in die nun immer schneller aufziehende Dunkelheit. Es lief und rannte in panischer Flucht einfach nur weg, ohne zu wissen wohin es sich flüchten sollte. Einfach nur weg von hier, war alles, was das weiße Tier in diesem Moment

zu denken in der Lage war. Und so lief es allein um sein nacktes Überleben. Nichts anderes zählte jetzt. Und auf diesem Weg verlor es dann letztendlich auch mit jedem Schritt, den es sich nicht nur aus dem Gefahrenbereich, sondern dadurch auch unweigerlich von dem Adler und von seiner verlorenen Familie der weißen Herde weiter entfernte, all sein Vertrauen, all seinen Glauben und all seine Hoffnung. Und von diesem Moment an ging es den Weg des Vergessens durch die Zeit.

„Lauf! Lauf! Lauf!“ Das weiße Tier rannte so schnell es konnte und hatte dennoch das Gefühl, dass es immer weiter verfolgt wurde. Und dass der Verfolger obendrein noch immer weiter zu ihm aufschloss. War das dieser schwarze Ritter? Dieser Herr der Finsternis, wie er sich selbst nannte? War er es, der trotz des ganzen Durcheinanders auf den Klippen die Flucht des Einhorns doch irgendwie mitbekommen hatte und ihm nun, nachdem es ihm gelungen war, den Adler mit seinem Schwerthieb außer Gefecht zu setzen, ja vielleicht sogar zu töten, nun folgte?

Das weiße Tier durfte gar nicht erst daran denken. Es musste jetzt nur eines und zwar seinem Verfolger entkommen. Nur so konnte es dem Adler helfen, sollte er seine Hilfe denn auch wirklich benötigen. Und so rannte es orientierungslos immer weiter durch die Dunkelheit. Es rannte und rannte und hatte doch, wie in einem wahren Alptraum, den Eindruck nicht wirklich von der Stelle zu kommen.

Und immer näher schien der unheimliche Verfolger dem weißen Tier jetzt zu kommen. In diesem Moment glaubte es schon, seinen heißen Atem in seinem Nacken fühlen zu können und machte einen verzweifelten Satz nach vorne, um so den Abstand zwischen sich und seinem Verfolger zumindest wieder etwas zu vergrößern. Aber durch diesen, doch sehr unüberlegten Sprung, kam das weiße Tier gefährlich ins Straucheln, was ihm wiederum wertvolle Zeit kostete. Zeit, die das weiße Tier nicht hatte. Und so kam, was kommen musste.

Das weiße Tier hörte das Schnauben des schwarzen Hengstes des Herrn der Finsternis

nun dicht an seinem Ohr und es wusste, jetzt war es verloren!

Fast schon hatte es den Zugriff des Herrn der Finsternis selbst herbeigesehnt, damit diese unerträgliche Angst endlich ein Ende hatte, egal wie.

Doch als es dann spürte, wie die Finger des Herrn der Finsternis nach seiner Mähne griffen und das weiße Tier daran grob nach hinten gerissen wurde, schrie es doch, gepeinigt von nackter Todesangst, auf und schlug wie wild um sich.

Das Zerren an seiner Mähne aber wurde immer heftiger, so dass dem weißen Tier nun auch noch die Tränen in die Augen traten und es dadurch zusätzlich behindert wurde. Mit wilder Entschlossenheit riss es nun seine Augen weit auf. Jetzt wollte es ihn sehen, diesen schwarzen Ritter! Diesen Herrn der Finsternis, der ihm seine ganze Familie, kaum dass es diese wiedergefunden hatte, wieder entrissen und auf brutale Weise ins Meer gestürzt hatte. Und der dasselbe wohl auch gleich mit ihm tun würde. „Sollte er

doch!“ dachte das weiße Tier jetzt voll zornigem Trotz. Was sollte es denn schließlich hier auch noch auf dieser Erde, auf der es ohne Familie und ohne ein wirkliches Zuhause alleine und verlassen war. Sollte der Herr der Finsternis es doch auch hinab auf den Grund des Meeres stürzen! Dann wäre es so, wenn schon nicht im Leben, dann zumindest doch im Tode, mit den Seinigen vereint.

Als es dem weißen Tier dann auch wirklich gelang, seine Angst zu überwinden und es dann tatsächlich auch wagte, seine Augen zu öffnen, blickte es sich fassungslos um. Denn um es herum war es jetzt weder dunkel, noch war da die Hand eines Herrn der Finsternis, die es an seiner Mähne festhielt.

„Wo bin ich?“, dachte das weiße Tier und verstand nicht wirklich, was das alles zu bedeuten hatte. Wo war die Dunkelheit? Wo ihr Verfolger, dessen heißer Atem ihm gerade noch im Nacken gebrannt hatte? Weg! Einfach weg! Wie konnte das sein?

Und dann, nach einigen weiteren Augenblicken, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. „Ein Traum! Ja! Das Ganze war einfach nur ein Traum gewesen!“ Dem weißen Tier fielen nun zentnerweise die Steine vom Herzen. Denn nun wusste es auch wieder ganz genau, wo es sich befand und auch wie es hierhergekommen war.

Das weiße Tier lag nämlich immer noch zwischen den Wurzeln der Buche. Da, wo es sich am Abend zuvor selbst hingelegt hatte, bevor es völlig erschöpft eingeschlafen war. Und das Ziehen an seiner Mähne war auch nicht auf die Hand des Herrn der Finsternis zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, dass es sich wohl, während es so schreckliche Sachen geträumt hatte, zwischen den Wurzeln der Buche hin und her geworfen hatte. Und dabei hatten sich dann wohl auch seine Haare in der Rinde des Baumes verfangen. Und das ziepte nun einmal!

„Ein Traum!“, dachte das weiße Tier nun und atmete erst einmal tief durch. Nur ein Traum! Ich bin nicht in Gefahr! Und ich muss auch nicht mehr fliehen, weil alles einfach nur ein böser

Traum gewesen war. Ein Traum? Das weiße Tier richtete sich erleichtert auf, befreite seine Mähne aus der Rinde und blickte sich, immer noch leicht verwirrt, um.

Die ersten Sonnenstrahlen schickten gerade einen neuen Tag über das Tal und damit waren nun auch die Geister aus dem Traum des weißen Tieres fast vollkommen verschwunden. Aber eben nur fast. Wenn das alles wirklich nur ein Traum gewesen war, dann war dieser Traum aber doch sehr real gewesen. Und das, was das weiße Tier in dem Traum erlebt hatte, würde auch viele der Fragen, die es sich gestern noch vergeblich gestellt hatte, beantworten.

Denn in diesem Traum war ja diese Herde der weißen Tiere gewesen. Tiere, die genauso ausgesehen hatten, wie das weiße Tier selbst. Und wenn die ganze Herde dieser Tiere dort auf den Klippen von diesem Herrn der Finsternis wirklich ins Meer getrieben worden war, dann würde das auch erklären, warum das weiße Tier nun ganz allein auf der Welt war.

Und wie hatte der schwarze Reiter die Tiere genannt? Einhörner? Ja genau! Der Herr der Finsternis bezeichnete diese Tiere als Einhörner. „Heißt das nun, dass auch ich ein Einhorn bin?“, fragte sich das weiße Tier nun mit zwiespältigen Gefühlen. Einerseits war es froh darüber, dass es nun anscheinend ziemlich sicher wusste, was es für ein Tier war, andererseits waren Einhörner denn nicht irgendwelche Fabelwesen? Wesen, die eigentlich nur in Mythen und Legenden existierten?

Das weiße Tier aber war kein Mythos! Es lebte! Und es war sogar ziemlich lebendig! Was es nun am eigenen Leibe mehr als deutlich zu spüren bekam, als es allmählich die Geduld verlor bei dem Versuch, die Strähnen seiner Mähne einzeln aus der rauen Rinde der Buche zu befreien und sich jetzt stattdessen einfach mit einem beherzten Ruck aufsetzte.

„Aua!“, schrie es da, mit schmerzverzerrter Mine. Und nachdem sich der Schmerz etwas gelegt hatte fügte es in Gedanken noch trotzig hinzu: „Nun gut! Dann bin ich eben ein Ein-



horn! Besser als nichts!“ Wär doch auch gar nicht so schlecht! Oder? Denn wer konnte von sich schon behaupten, ein Einhorn zu sein! „Niemand!“, beantwortete sich das weiße Tier seine Frage selbst. Aber genau das war ja auch das Furchtbare daran! Niemand konnte von sich behaupten, ein Einhorn zu sein, weil es nämlich, nachdem der Herr der Finsternis alle Einhörner in den Tod getrieben hatte, auf der ganzen Welt keine Einhörner mehr gab. „Außer mir“, dachte das weiße Tier da: „Ich bin das letzte Einhorn!“ Und wie hatte der Adler aus seinem Traum zu ihm gesagt? „Du hast eine Aufgabe! Denn du musst die Einhörner zurück auf die Erde bringen!“ Ich! Gerade ich soll das tun? Warum gerade ich? Und wie um Himmels Willen soll ich das tun? Das weiße Tier fand darauf keine Antwort. „Bin ich überhaupt noch ich? Oder wer bin ich? So wie es aussieht, bin ich jetzt ein Einhorn. Wie die Tiere in meinem Traum. Ob es mir gefällt oder nicht! Doch wie war man denn so als Einhorn? Wie verbrachte man da seine Tage? Wie verhielt man sich den anderen Tieren ge-

genüber? Was wurde denn von so einem Einhorn erwartet? Fragen über Fragen! Und wieder hallten die Rufe des Adlers in den Ohren des Einhorns: „Lauf! Rette dich! Du hast eine Aufgabe zu erfüllen!“ Und wieder rannen dem Einhorn bei dieser Erinnerung die Tränen unaufhaltsam aus den Augen und fielen als Perlen ins taufrische Moos. Das weiße Tier sah die weißschillernden Perlen im grünen Gras liegen und es schien, als sähe es diese nun das erste Mal bewusst.

Perlen! Seine Tränen waren Perlen! Welche anderen Tiere weinten schon Perlen? „Na Einhörner wahrscheinlich, wer sonst?“ dachte das weiße Tier und war sich nun sicher. Es war wirklich ein Einhorn! Genauso wie das dem weißen Tier in der letzte Nacht in seinem Traum gezeigt worden war. Aber wenn, wovon das weiße Tier nun wirklich auch überzeugt war, dieser Teil seines Traumes wahr war, was war dann mit den anderen Teilen? Was war dann mit der Herde der Einhörner? Warteten sie, im Meer gefangen, nun wirklich darauf, dass das

weiße Tier sie befreite? Und der Adler? Gab es ihn wirklich? Und war er, in dem Versuch dem weißen Tier das Leben zu retten, wirklich vom Herrn der Finsternis mit dem Schwert getroffen worden und lag er jetzt irgendwo verletzt? Das Einhorn musste einen Weg finden, diese Fragen zu klären! Doch nur wie?

Mühsam und kummervoll erhob sich das Einhorn nun schwerfällig auf seine Beine und lehnte sich gleich danach wieder Halt suchend an den Stamm der mächtigen Buche, die ihm während der Nacht Schutz zwischen ihren Wurzeln gewährt hatte. Und es flehte: „Ach du mächtiger, starker Baum, du hast die Weisheit so vieler Jahre in dir! Hilf mir doch bitte. So hilf mir doch!“

„Mein liebes Kind“, schienen da die Blätter der Buche im Wind beruhigend zu wispern: „Wie kann ich dir helfen?“

Und das Einhorn flehte weiter: „Hilf mir! Bitte, bitte, hilf mir! Ich bin so verzweifelt, so ratlos, so verwirrt und ich fühle mich so allein.“ Und der Baum antwortete: „Aber mein Kind, du bist

doch nicht allein! Schau dich doch einmal um! All die Tiere und Pflanzen des Waldes, sie alle kennst du doch von Geburt an. Und sie alle, sie sind deine Freunde! Und sie sind doch alle immer noch für dich da. Und vergiss nicht, sie haben dich sehr lieb!“

Ja, das mochte ja alles so sein. Aber das war dem Einhorn in diesem Moment kein wirklicher Trost und es sagte: „Ja, ich weiß! Und ich habe auch immer geglaubt, dass ich zu ihnen und hierher in den Wald gehöre, aber... “ „Aber?“, fragte die Buche. „Aber jetzt ist auf einmal alles so anders! Jetzt ist mir alles so fremd geworden und ich bin allein. Im Grunde meines Herzens bin ich allein!“ Wieder füllten sich die Augen des Einhorns mit Tränen: „Ich fühle mich als Einhorn jetzt seltsam fremd hier und fern von allem. So, als ob ich mich verirrt hätte! So, als ob ich meinen Weg verloren hätte. Was tue ich hier eigentlich? Ich gehöre in Wirklichkeit doch gar nicht mehr hier her. Ich bin hier doch nur noch geduldet! Denn niemand hier ist wie ich. Warum ist das so? Was ist mit mir geschehen? Wa-

rum kann ich nicht einfach wieder so sein, wie die anderen? Wieder glücklich und unbekümmert.“ Und der Baum antwortete wissend: „Vielleicht, weil du nicht so bist wie die anderen. Vielleicht auch, weil niemand ist wie ein anderer? Ich weiß, das ist hart! Aber du darfst jetzt nicht ungerecht werden. Dinge geschehen, wenn es an der Zeit ist, dass sie geschehen. Und nun war es eben an der Zeit, dass du erfahren musstest, wer du wirklich bist! Und wenn du ehrlich zu dir selbst bist, dann weißt du, dass du nie wirklich so warst wie die anderen Tiere hier im Tal. Und tief in deinem Herzen hast du es doch auch immer schon gefühlt, dass du ein Einhorn bist. Und damit etwas Besonderes!“

Das Einhorn fragte ungläubig: „Ich und etwas Besonderes? Meinst du das wirklich? Ist mein Traum also wirklich wahr? Bin ich wirklich ein Einhorn?“

Und der Baum sagte bestätigend: „Ja! Du bist das letzte Einhorn auf der Erde. Und das einzige Einhorn, das weiß, was wahre Liebe ist. Und das durch dieses Wissen aber auch erfahren

wird, was es bedeutet zu leiden. Du bist das letzte der Einhörner, das der Welt noch geblieben ist.“

Das Einhorn jedoch rief verzweifelt: „Aber ich will nichts Besonderes sein! Ich will kein Einhorn sein! Und erst recht nicht, wenn es bedeutet, dass ich dann ganz allein auf der Welt bin und leiden muss! Niemand, der mir ähnlich ist. Niemand, der ist wie ich! Der zu mir gehört! Ich will nicht mehr leben, wenn es heißt, dass ich alles verliere, woran ich geglaubt habe und was mir vertraut war!“ Und das Einhorn weinte bitterlich und fügte dann resigniert hinzu: „Aber habe ich denn nicht schon alles verloren! Was ist mir denn noch geblieben? Gar nichts, außer den Tränen!“

Der Baum antwortete mit ruhiger Stimme: „Weißt du, auf der Welt wird jeder stets mit einer ganz besonderen Gabe geboren. Auch wenn es manchmal so ist, dass er diese Gabe erst später im Leben erkennt und zu würdigen weiß. So wie du jetzt auch. Und dieser Gabe muss man, hat man sie erst einmal erkannt,

dann auch folgen. Und man darf sie nicht verleugnen. Denn diese Gabe, sie ist dann auch die ganz persönliche Mission, der ganz persönliche Weg einer Seele durch das Leben. Und niemand kann sich hierbei aussuchen, als wer oder als was er geboren wird. Es wird einem mit in die Wiege gelegt und es geschieht einfach nach einem göttlichen Gesetz. Wenn jemand dann aber seine Gabe verleugnet, anstatt ihr, wie vorgesehen, zu folgen, dann verliert dieser Jemand dadurch auch sich selbst.

Und niemand sagt, dass es einfach ist! Denn es liegt schon in der Natur der Sache, dass kein Weg immer nur leicht sein kann. Oft bedeutet es auch Angst, Zweifel, Verlust und Schmerz, wenn man seinem Weg folgt,.

Manchmal erfordert es von einem auch, sich von lieb gewordenen Orten, Freunden oder Gewohnheiten zu verabschieden. Oder es bedeutet vielleicht auch, dass man schon einmal Dinge wagen muss, die einem viel zu groß und schier unerreichbar scheinen. Dinge, die vielleicht auch Angst machen und die einen hohen

Preis erfordern. Doch eines habe ich in meinem langen Leben bei all dem auch gelernt: Wer seinen Weg nicht geht und somit gegen seine Natur lebt, der wird niemals wahren Frieden und niemals wahres Glück finden.“

Und dann hielt die Buche für das Einhorn doch noch einen letzten, kleinen Trost bereit: „Und ja, du hast in deinen jungen Jahren bereits viel verloren! Doch weißt du, was das Gute daran ist? Du kannst dadurch auch viel leichter erkennen, was dir noch geblieben ist. Und das ist dann auch das, was wirklich zählt!“

„Aber mir ist nichts geblieben!“, sagte das Einhorn mit tränenerstickter Stimme: „Ich habe alles verloren! Alle, die so sind wie ich, die gibt es nicht mehr. Sie sind ins Meer gestürzt und auf ewig verloren.“ Der Baum aber widersprach sanft, aber bestimmt: „Doch, natürlich ist dir noch etwas geblieben!“ „Was denn?“ fragte das Einhorn leise und mutlos. Und der Baum antwortete mit fester Stimme: „Du! Du selbst! Denn du hast alles, was du brauchst, in dir! Die Kraft und die Fähigkeiten und den göttlichen Bei-



stand! Wenn du nur den Mut hast, sie auch einzusetzen.“ „Ja, aber wie soll ich das denn tun? Und wo soll ich damit anfangen?“ fragte das Einhorn ratlos.

„Gib dir etwas Zeit! Du musst jetzt nichts überstürzen. Horch einfach einmal in dich hinein. Tief in deinem Herzen kennst du nämlich bereits alle Antworten darauf!“ Und der Baum fuhr fort: „Wenn du so deinen Weg einfach nur gehst und deinem Wesen dabei immer treu bleibst, dann wirst du so auch immer die Hilfe bekommen, die du in der jeweiligen Situation brauchst. Und dann wirst du auch immer das finden, was du suchst! Hab Vertrauen!“

Das Einhorn hatte sich jetzt wieder etwas beruhigt. War aber immer noch zu mitgenommen, um einen wirklich klaren Gedanken fassen zu können. Es fühlte sich ausgelaugt, müde und sehr, sehr traurig. Dennoch bemühte es sich, zu sagen: „Ich werde es versuchen! Bei Gott, ich verspreche, ich werde es versuchen! Es ist nur alles so unwirklich und verstörend. Wie in einem wahren Alptraum. Und ich hoffe immer

noch, dass ich bald daraus erwache! Aber ich werde über deine Worte, liebe Buche, nachdenken, wenn das Durcheinander in meinem Kopf etwas nachgelassen hat. Das verspreche ich!“  
„Gut so!“, lobte die Buche und das Einhorn suchte noch nach den geeigneten Worten, um sich angemessen von der Buche zu verabschieden: „Hab Dank, lieber Baum, für deine Geduld! Und verzeih, wenn ich undankbar schien. Das wollte ich nicht.“

„???Da, nicht für!“, antwortete der Baum und sah dem Einhorn nach, als es dann mit unsicherem Gang davonwankte. Und leise wisperten ihm die Blätter der Buche im Wind hinterher: „Manchmal ist es besser, dass man nicht weiß, was das Leben für einen bereithält! Behüte dich Gott, mein Kind! Denn du wirst es brauchen!“

Schwer waren die Gedanken, die unaufhörlich im Kopf des Einhorns kreisten. Und Schwermut war es auch, der ihm auf seinem Herzen lag und ihm seine Beine schwer wie Blei erscheinen ließ. Und so kam das Einhorn nur langsam und schleppend vorwärts auf seinem Weg. Einem

Weg, der kein Ziel kannte und den es mit tief auf den Boden gesenktem Kopf beschritt. „Was soll ich nur tun? Was soll ich denn jetzt bloß tun? Und wie soll ich einen Weg finden, um meine Mission zu erfüllen?“ Dachte das Einhorn nur immer zu.

„Hey, pass doch auf!“, wurde das Einhorn da durch eine wütende Stimme aus seinen Gedanken gerissen: „Fast hättest du mich mit deinem spitzen Horn aufgespießt. Läufst du immer so blind durch die Gegend?“ „Tut mir leid!“, stotterte das Einhorn völlig verdattert und blieb abrupt stehen.

Vor ihm stand ein Fuchs und schüttelte sich genervt ein paar welke Blätter aus seinem rot-goldenen Fell. „Ich habe dich gar nicht bemerkt!“, entschuldigte sich das Einhorn. „Ist das ein Wunder, wenn du beim Laufen fast einschläfst?“, schimpfte der Fuchs aber sichtlich verärgert weiter. „Ich habe nicht geschlafen“, widersprach das Einhorn: „Und es tut mir wirklich aufrichtig leid, wenn ich dich erschreckt habe. Ich wollte dich nicht verletzen!“.

Der Fuchs betrachtete das Einhorn mit abschätzenden Blick und schließlich siegte dann doch seine Neugier über seine Verärgerung und er sagte etwas versöhnlicher: „Na gut! Aber was ist dann mit dir los?“ Das Einhorn seufzte laut und das ganze Leid der vergangenen Nacht lag in diesem Seufzer: „Es ist nur so, dass ich furchtbar traurig bin. Alles um mich herum ist so dunkel und ich finde mich nicht mehr zurecht! Denn ich habe erfahren, dass ich eine Aufgabe zu erfüllen habe und weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Ich weiß einfach nicht mehr wohin! Und sehe keinen Weg mehr vor mir. Ich fühle mich so müde und so allein!“

„Pah!“, machte da der Fuchs: „Eine Aufgabe zu erfüllen, na und! Das hat doch jeder! Oder glaubst du, ich lauf hier zu meinem puren Vergnügen im Wald herum? Aber na ja, bei euch Einhörnern muss es ja wohl wieder einmal etwas ganz Besonderes sein! Mit normalen Dingen, wie Unsereiner, gebt ihr euch ja gar nicht erst ab. Für euch müssen es ja immer erst die

großen Heldentaten sein. Drunter macht ihr es ja nicht!“, spottete der Fuchs.

Überrascht hob das Einhorn jetzt den Kopf und fragte den Fuchs beinahe atemlos, wobei es dessen Sticheleien geflissentlich überhörte: „Du kennst mich? Ich meine, du weißt was ich für eine Art Tier bin?“ „Na klar weiß ich, was du für ein Tier bist. Das sieht doch jeder, der Augen im Kopf hat!“, antwortete der Fuchs, als wäre es das Natürlichste auf der Welt: „Du siehst aus wie ein weißes Pferd und du hast ein goldenes Horn auf der Stirn. Weißes Pferd! Goldenes Horn! Ergo, du bist ein Einhorn! Kapito!?“ „Ja, aber woher weißt du das denn?“, fragte das Einhorn erneut: „Alle, die ich bisher gefragt habe, wussten das nicht. Und nicht einmal ich selbst habe es gewusst!“ „Du vergisst wohl, wen du da vor dir hast! Ich bin ein Fuchs und kenne die Antworten auf fast alle Fragen!“, sagte der Fuchs mit stolzer Brust.

„Ja, du bist ein schlauer Fuchs!“, pflichtete das Einhorn seinem Gegenüber zu: „Aber wenn du wirklich fast alle Antworten kennst, kannst du

mir dann vielleicht auch weiterhelfen in dem, was meinen Weg anbelangt?“ fragte das Einhorn zweifelnd. „Na klar!“, sagte der Fuchs selbstbewusst: „Nichts einfacher als das! Ich verstehe gar nicht, worin du da ein Problem siehst! Ich dachte immer, Einhörner wären etwas Besonderes. Tiere halt mit ganz besonderen Fähigkeiten und so. Aber was red' ich! Mit euch Fabelwesen ist es ja immer das gleiche Dilemma! An den einfachsten Dingen des Lebens scheitert ihr regelmäßig. Es muss immer erst etwas Großes sein, damit ihr in die Gänge kommt!“ Und der Fuchs fuhr belehrend fort: „Du sagst, es ist dunkel um dich und du siehst keinen Weg mehr. Und du denkst, dass du ganz allein bist.“

Das Einhorn nickte zustimmend und hörte aufmerksam zu, was der Fuchs ihm sonst noch zu sagen hatte: „Ja ist das vielleicht ein Wunder? So, wie du durch die Gegend läufst? Mit der Nase am Boden? Niemand würde da noch irgendetwas sehen! Heb doch einfach einmal deinen Kopf hoch und tu' ihn da hin, wohin er

gehört! Auf deine Schultern nämlich! Und dann tu ihn noch etwas höher und streck deine Nase in den Himmel, dorthin, wo die Sonne ist und das Licht und die Luft! Von dort oben hast du dann doch eine viel bessere Sicht auf die Dinge! Und so kannst du die Wege dann auch viel besser erkennen und sehen, wohin sie führen und welcher davon dann deiner ist! Und dann schau dich weiter um und schau einmal, wie viele Tiere es da noch gibt, um dich herum. Jedes davon ist etwas Besonderes. Jedes auf seine Art. Und wenn sich manche Tiere darunter auch sehr ähnlich sind, so ist doch jedes auf irgendeine Weise einzigartig. Und jedes von ihnen hat ganz besondere Fähigkeiten und Eigenschaften. Und deshalb können auch alle voneinander lernen. Und alle müssen sie ihren Weg im Grunde genommen alleine gehen, auch wenn sie manchmal für bestimmte Strecken des Weges einen Partner haben und ihnen auf ihrem Weg auch immer wieder andere Tiere begegnen werden. Ich weiß nicht warum gerade ihr Einhörner euch immer so anstellen müsst! So, jetzt muss

ich aber schleunigst weiter. Du hast mich nun schon viel zu lange aufgehalten!“, sprach `s und verschwand.

Das Einhorn schaute noch eine Weile etwas verdutzt und schüttelte seine Mähne. Was war das denn jetzt? Na egal! Aber vielleicht hatte der Fuchs ja sogar recht. Versuchen konnte man es ja einmal! Und so tat das Einhorn, wie der Fuchs ihm geraten hatte. Es hob seinen Kopf mit der Nase nach oben in die Sonne und atmete tief die warme Luft in sich hinein. Und fast augenblicklich fühlte das Einhorn sich besser, wesentlich besser sogar. Verblüffend! Kleine Ursache, große Wirkung! Wie recht der Fuchs doch hatte! Und es war so einfach. Mit einem Mal lagen vor dem Einhorn so viele Wege offen. Wege, die kreuz und quer durch den Wald verliefen und die wahrscheinlich immer schon da waren. Wege, die das Einhorn einfach nur nicht mehr in der Lage gewesen war, zu sehen. So niedergedrückt, wie es nach der Erkenntnis, dass es ein Einhorn war und obendrein auch noch eine Aufgabe zu erfüllen hatte, durch die Landschaft



gegangen war. Aber welcher von all diesen Wegen war denn nun der richtige? Welchen sollte es nehmen, um weiter zu kommen?

„Hab’ Vertrauen!“ hörte das Einhorn da den alten Baum flüstern. Und so lauschte es in sich hinein und es nahm auf diese Weise ein Gefühl wahr. Eine Art innerer Stimme, noch ganz zart und weit weg, aber sie war da und sie führte das Einhorn: „Auch wenn das um dich herum nur äußere Wege sind, so gelangst du auf ihnen immer auch auf deinen inneren Weg. Gehe die Wege in deinem Leben im Außen, wie auch im Innen, stets bewusst und achte dabei auf die scheinbaren Zufälle oder besser gesagt auf das, was dir dabei wie von selbst zufällt!“ Und so führte diese innere Stimme das Einhorn auf einen Weg, der nach Westen aus dem Wald heraus führte. Und an dessen Rändern kleine, blaue Blumen wuchsen. „Blaue Blumen!“, dachte das Einhorn versonnen. Sie sind blau wie das Meer und blau wie der Himmel. Und das Einhorn erinnerte sich mit Wehmut und Schaudern zugleich an einen Ort, irgendwo auf der Welt, wo

sich beides berührte und wo sich sein Schicksal entscheiden würde. Dort, wo die Einhörner in den Fluten gefangen worden waren. Und dort, wo das Einhorn auch seinem neuen und auch irgendwie sehr alten Freund, dem Adler, zum ersten Mal in diesem Leben begegnet war. Und wer weiß, vielleicht war es ja auch nicht das letzte Mal gewesen. Und nun fühlte es sich auch richtig an, diesen, für das Einhorn ganz besonderen, Weg zu gehen!

Das Einhorn atmete tief durch und schüttelte nun entschieden alle trüben Gedanken ab, die in diesem Moment wieder in ihm aufsteigen wollten und ging den Weg, für den es sich nun einmal entschieden hatte, entschlossen an. Tapfer hielt das Einhorn dabei seinen Kopf aufrecht. Denn es wollte auf keinen Fall noch einmal riskieren, dass es wieder abtauchen würde in diese bedrückende Finsternis des Traumes, aus der es dann allein vielleicht nicht wieder herausfand. Und es wollte auch nicht schon wieder seinen gerade erst entdeckten Weg aus den Augen verlieren! Jetzt, nachdem es ihn gerade erst gefun-

den hatte. Und so rief es sich mit einem Lächeln die Worte des Fuchses wieder in Erinnerung, die da lauteten: „Kopf hoch und Nase in den Wind!“

Und als die Sonne anfing, sich mit ihrem allabendlichen Schauspiel von dem nun langsam scheidenden Tag zu verabschieden, hatte das Einhorn bereits den Waldrand erreicht und trat hinaus auf die sonnenbeschienene Anhöhe.

Was für ein Anblick! Nun lag das Tal des Einhorns in all seiner Schönheit und Weite vor ihm. Dem Einhorn ging richtig das Herz auf und für einen Moment vergaß es all die trüben Gedanken, Fragen und Ängste, die ihm seit diesem Traum auf der Seele lasteten. Und in diesem einen wunderschönen Augenblick, hier und jetzt, war das Einhorn einfach nur glücklich. Und es musste sich selbst etwas beschämt eingestehen: „Die Buche hat es mir ja gesagt. Ich darf nicht ungerecht sein! Auch wenn mich das alles, was ich in den letzten Stunden über mich erfahren habe, ängstigt und es mich auch sehr traurig macht, so darf ich dabei aber doch nicht

vergessen, wie viel Schönes es doch um mich herum gibt. Und wofür ich auch wirklich dankbar sein sollte.

„Ja, das fühlt sich richtig an“, dachte das Einhorn bei sich. Und was jetzt?

„Na, den Weg jetzt einfach weitergehen! Was sonst?“, glaubte das Einhorn den Fuchs sagen zu hören und musste dabei wieder in sich hineinlächeln. „Ganz schön frech dieser kleine Kerl!“, stellte das Einhorn da bei dieser Gelegenheit fest. „Aber auch erfrischend ehrlich und auch gar nicht einmal so dumm! Vielleicht sollte das Einhorn es wirklich einmal, zumindest eine Zeit lang, auf die Art des Fuchses versuchen? Und sich einfach einmal etwas weniger Gedanken machen und es stattdessen einfach einmal nur tun! Und in dieser Situation jetzt bedeutete dieses: „einfach nur tun“: Den Weg einfach nur zu gehen, ohne dabei gleich wieder weit voraus zu denken. Einfach nur gehen, Schritt für Schritt!

Das Einhorn sah sich noch einmal kurz um. Der Weg mit den blauen Blumen, für den es sich

nach der Begegnung mit dem Fuchs entschieden hatte, hatte es bis hierhin, an den Waldrand, geführt. Aber hier endete er ja schließlich noch nicht. Er änderte hier lediglich sein Aussehen. Denn hier, an der Stelle, wo der Weg den Wald verließ, wurde er etwas schmaler. Und hier verschwanden nun auch nach und nach die kleinen, blauen Blumen, die bis hierhin an seinen Rändern gewachsen waren. Stattdessen verlief der Weg nun als schmaler Pfad, mitten durch die leicht hügelige Landschaft, in der sich nun Blumenwiese an Blumenwiese reihte. Eine schöner und farbenprächtiger als die andere. So dass es eine einzige Freude war, diesen Weg zu gehen. Deshalb zögerte das Einhorn nun auch nicht mehr länger und folgte dem Weg, über leichte Anhöhen und durch seichte Täler, immer weiter in westlicher Richtung. Soweit wie es bisher bei seinen üblichen Wanderrouen durch das Tal noch nie vorgedrungen war. Es lief und lief und als der Feuerball der Sonne den Horizont berührte und es schien als entzünde er dadurch das ganze Tal mit seinem orangeroten

Schein, da gerade erreichte das Einhorn eine Anhöhe gegenüber der westlichen Hügelkette, durch die das Tal nach Westen hin begrenzt wurde. Das Einhorn nahm Anlauf und galoppierte die sanfte Erhebung hinauf bis auf ihre höchste Stelle, die dort von einer alten, knorri-gen Eiche dominiert wurde. Dort hielt das Einhorn inne, stellte sich dicht an den Stamm des mächtigen Baumes und blickte gedankenverloren auf das weite Land, das sich von hier aus unter ihm ausbreitete.

Der Abend war gekommen und langsam wurde es auch kühler. Das Einhorn fröstelte ein wenig und lehnte sich dicht an den Stamm der Eiche, von dem aus die über den Tag hin angesammelte Sonnenwärme wohltuend auf das Einhorn abstrahlte. Mit Wehmut im Herzen verabschiedete sich das Einhorn nun still von der Sonne und dankte ihr für ihr Licht und ihre Wärme, die das weiße Tier heute so sehr gebraucht hatte. Mehr als das jemals zuvor in seinem Leben der Fall war. Am liebsten hätte das Einhorn sich mit jeder Faser seines Herzens an

die letzten Lichtstrahlen der untergehenden Sonne geklammert, um nicht wieder dann, wenn die Dunkelheit hereinbrach, den Schrecken der letzten Nacht erleben zu müssen. Doch das Einhorn wusste ja, dass es vergebens gewesen wäre, weil man den Lauf der Dinge nicht einfach nur deshalb, weil man es gerade gerne so hätte, aufhalten konnte. Und bei dieser Erkenntnis löste sich aus der Kehle des Einhorns ein banger Seufzer, direkt vom Grund seiner Seele.

Noch tief in Gedanken verloren, vernahm das Einhorn da plötzlich so etwas wie ein Gähnen und das Rascheln von Laub aus dem Blätterdach der alten Eiche, unter der es stand. Etwas irritiert durch diese unerwarteten Geräusche blickte das Einhorn jetzt suchend nach oben in den Baum und versuchte so, dort den Ursprung dieses Geräusches auszumachen. Es kniff seine Augen zusammen, um in dem bereits schwindenden Tageslicht besser sehen zu können und erkannte so gerade noch die Umrisse einer Eule, deren Federkleid in dem reduzierten Licht bei-

nahe mit dem sie umgebenden Blätterdach der Eiche zu einer Einheit verschmolz und ihr dadurch eine gelungene Tarnung gegen unerwünschte Blicke bot.

Die Eule reckte und streckte, scheinbar erwachend, ihre steifen Glieder und gähnte dabei herzhaft, so dass das Einhorn amüsiert schmunzeln musste. Neugierig geworden, lief es um den Stamm der Eiche herum, um so einen noch besseren Blick auf diese Eule zu bekommen. Das Einhorn überlegte kurz was es sagen sollte und rief dann zu der Eule hinauf in den Baum: „Hab’ ich dich geweckt? Das täte mir leid!“ „Macht nichts!“, erwiderte die Eule mit ihrer tiefen, noch ein wenig schläfrig wirkenden Stimme und neigte auf ihre ganz eigene, würdevolle Art ihr Haupt: „Es ist sowieso schon längst Zeit für mich, um aufzustehen. Ich bin doch ein Geschöpf der Nacht und will es nicht versäumen, dem Mond, meinen steten Weggefährten, meine Aufwartung zu machen.“

Die Eule verneigte sich nun tief in die Richtung, in der der Mond seine Reise über den



Himmel gerade erst angetreten hatte und sprach dann, dem Einhorn zugewandt, weiter: „Es freut mich, dass du nun endlich zu mir gekommen bist! Ich habe dich schon lange erwartet. Nun ist es also an der Zeit!“

„Wie? Du hast auf mich gewartet?“ fragte das Einhorn entgeistert: „Aber wieso? Woher konntest du denn wissen, dass ich kommen würde? Und was meinst du damit, es sei an der Zeit? Zeit wofür denn überhaupt?“ Das Einhorn geriet nun langsam, aber sicher in Panik und wich schaudernd zurück. Nein, nicht noch mehr von diesen rätselhaften Dingen. Nicht noch mehr Fragen, auf die das Einhorn keine Antworten hatte. Die Eule lächelte milde und sprach mit ruhiger Stimme, um das Einhorn nicht noch mehr zu verschrecken: „Das sind aber sehr viele Fragen auf einmal! Ich kann deine Verwirrung gut verstehen. Es ist wohl auch für dich etwas viel auf einmal. Es muss ja auch erschreckend sein, wenn so viel Neues auf einen einstürzt. Aber bitte atme jetzt erst einmal ganz tief durch und komm wieder etwas näher zu mir. Dann

muss ich nicht so schreien, wenn ich versuchen will, dir, so gut ich eben kann, deine Fragen zu beantworten. Das Einhorn blickte skeptisch und machte dann aber doch wieder ein paar zögerliche Schritte in Richtung des Baumes, um dann dort neben einem grauen Steinbrocken, der aus dem Grasteppich herausragte, abwartend stehen zu bleiben.

„Wenn du nicht wieder vor mir wegläufst, komme ich jetzt zu dir runter“, sagte die Eule und flatterte, als sie sah, dass das Einhorn bei ihrer Ankündigung ruhig blieb, ebenfalls zu diesem Stein, in dem immer noch die Wärme des Sonnenlichtes gespeichert war. Dort ließ sich die Eule dann mit einem Stöhnen nieder: „Oh, meine alten Knochen! Die wollen auch nicht mehr so richtig! Komm, setz dich doch zu mir! So spricht es sich leichter!“

Das Einhorn wog die Gründe, die dafür und die dagegen sprachen, kurz gegeneinander ab, folgte dann aber doch der Aufforderung der Eule und setzte sich dicht neben dem Stein ins Gras. Was hatte das Einhorn denn auch schon

zu verlieren, wenn es sich einfach einmal anhörte, was die Eule ihm zu sagen hatte. Eulen galten schließlich als weise und vielleicht wusste diese Eule ja auch etwas, was dem Einhorn auf seinem Weg weiterhelfen konnte. Und so saß das Einhorn nun da, blickte in die großen Augen der Eule und wartete ungeduldig darauf, dass sie zu erzählen begann:

„Seit jeher steht es in den alten Büchern geschrieben, dass in diesem, unserem Tal ein Einhorn geboren werden wird. Es soll sich dabei um ein wahrhaft magisches Geschöpf handeln. Und es soll, so heißt es, das letzte seiner Art sein. Es wird geboren werden als ein Kind der Liebe. Aber es wird seine Eltern nie kennenlernen dürfen. Stattdessen werden Sonne und Mond Elternstatt an ihm vertreten und sie werden es dann begleiten auf all seinen Wegen, im steten Wechsel von Tag und Nacht. Und sie werden es unter ihren Schutz stellen. Und als erwähltes Kind von Sonne und Mond wird dieses Einhorn dann auch ein Teil sein der wahren Magie.

Dieses letzte Einhorn wird einzigartig sein und man wird es erkennen an seinem gewundenen und wie zu einer Spirale gedrehten Horn, das in der Sonne strahlen soll wie reines Gold und das im Mondlicht überzogen sein soll mit einem silbernen Schimmer, wie Perlmutter! Die Eule ließ, während sie sprach, das Einhorn keinen Moment lang aus den Augen. Denn sie wollte es unbedingt vermeiden, dieses zarte Wesen mit ihrer Geschichte zu überfordern und es so gegen sein Schicksal aufzubringen.

Die Eule war sich ihrer Verantwortung ganz deutlich bewusst. Lag es doch auch zu einem nicht geringen Teil an ihr, dieses besondere Wesen auf seine kommende Aufgabe der Welt gegenüber vorzubereiten. Und so ging sie mit Bedacht vor. Die Eule sah nach ihren ersten vorsichtigen Worten, dass das Einhorn auch nach außen hin immer noch sehr angespannt wirkte. Aber abgesehen davon, gab es keinerlei sichtbares Zeichen von Widerstand oder gar Angst. Es schien vielmehr Neugier zu sein, die das Einhorn dazu veranlasste, der Eule weiter

zuzuhören. Und so fuhr die Eule mit ihrer Erzählung fort: „Dieses Einhorn also, es wird eine Aufgabe zu erfüllen haben. Eine außergewöhnliche Aufgabe, auf der einmal die Hoffnung der ganzen Welt ruhen wird. Denn es wird dazu berufen sein, die Einhörner, die die Welt jenseits unseres Tales einst sehr zahlreich bevölkert hatten und die nun, fern ab vom Herrn der Finsternis im Meer gefangen gehalten werden, zu befreien und sie so wieder auf die Erde zurückkehren zu lassen. Dazu muss es diesem Einhorn aber gelingen, die Finsternis samt ihres grausamen Herrschers zu besiegen. Denn erst dann werden die Einhörner wieder frei sein.“

Dem Einhorn lief es nun heiß und kalt den Rücken herunter. Denn das, was die Eule da erzählte, war ja auch genau das, was dem Einhorn auch dieser sonderbare Traum der letzten Nächte gezeigt hatte. Eine Herde Einhörner, die von einem Herrn der Finsternis in ein Meer getrieben worden waren. Aber wenn das Einhorn den Worten der Eule Glauben schenken durfte, dann waren diese Einhörner gar nicht wirklich tot,

sondern nur dort im Meer gefangen und warteten darauf, dass sie von ihm, dem letzten Einhorn, befreit werden würden, um dann wieder auf die Erde zurückzukehren. „Dann ist es also wahr?“, sagte das Einhorn bedrückt: „Ich bin tatsächlich dieses letzte Einhorn. Und ich soll es wirklich sein, dasjenige welches das alles vollbringen soll!“

Das Einhorn verspürte eine so große Bürde auf seinen Schultern und fühlte sich mit einem Mal wieder so mutterseelenallein, dass es hemmungslos zu weinen begann. Sieben große Perlen lösten sich aus seinen Augen und fielen, weiß schimmernd, in das grüne Moos, das um den Stein herum wuchs. Wo sie, vom Mond beschienen, ganz deutlich zu erkennen waren. Bei diesem Anblick lief nun auch der Eule ein Schauer über ihren Rücken und sie bekundete dem Einhorn: „Es ist wie ein Wunder. Aber ja, du bist es! Du bist dieses Einhorn, das der Erde bewahrt blieb. Und wenn ich selbst auch nur noch den geringsten Zweifel daran gehabt hätte, so wäre er spätestens jetzt, da ich deine Tränen

sah, restlos verschwunden. Es ist magisch und ich verneige mich vor dieser Gnade.“ „Bitte nicht!“, flehte da das Einhorn, als die Eule tatsächlich so eine Art Verbeugung in seine Richtung anzudeuten begann.

„Es spricht anscheinend wirklich alles dafür, der Traum, die Buche, der Fuchs und jetzt auch noch du! Aber es ist trotzdem unmöglich!“, beteuerte das Einhorn zerknirscht: „Denn ich habe nichts Magisches an mir. Ich bin einfach nur ein Tier! Ein Tier wie du auch! Und so wie alle anderen Tiere dieser Welt auch. Ich bin ein Lebewesen aus Fleisch und Blut und kein fabelhaftes Wesen, das von einer göttlichen Macht gesandt wurde. Und das für eine solche Aufgabe mit magischen Kräften ausgestattet wurde!“

Die Eule nickte verstehend: „Ich glaube, ich kann dir nachfühlen, was in diesem Moment in dir vorgehen muss. Und ich wüsste nicht, wie ich selbst auf so eine überwältigende Nachricht reagieren würde. Aber in meinem langen Leben habe ich gelernt, die Zeichen zu deuten und meiner Meinung nach gibt es hier keinen Zwei-

fel mehr! Du bist dieses Einhorn, von dem in den alten Büchern geschrieben steht. Und da ich davon überzeugt bin, glaube ich auch daran, dass du alles an Magie, von der darin die Rede ist, in dir trägst, auch wenn dir das noch nicht bewusst ist.

Denn nichts und niemandem wird von Gott eine Aufgabe zugedacht, ohne die Kraft, diese auch zu erfüllen!“ Die Eule sah, wie es in dem Einhorn arbeitete und überlegte hin und her, wie sie es dem Einhorn leichter machen konnte, sich dieser Erkenntnis zu öffnen. Schließlich sagte sie: „Unser aller Vater im Himmel überfällt keines seiner Geschöpfe hier auf Erden einfach so mit einer solchen Aufgabe. Und er erwartet auch nicht von ihm, dass es eine solche Aufgabe dann gefälligst auch zu erfüllen hat, wenn es nicht in ewiger Verdammnis enden möchte. Nein, so ist Gott nicht! Du und ich, mein liebes Kind, wir und alle anderen Geschöpfe dieser Erde, wir alle wären nicht hier, wenn wir nicht, schon lange vor unserer Geburt, unser Herz dieser Aufgabe geöffnet hätten. Und



auch jetzt, da wir hier sind, schenkt uns Gott immer noch den freien Willen, uns tagtäglich neu für unseren Weg hier zu entscheiden. Und er begleitet uns dabei mit seiner bedingungslosen Liebe und dem Versprechen, dass wir uns seiner Liebe auch dann sicher sein dürfen, wenn wir auf unserem Weg hier scheitern oder wenn wir uns für einen anderen Weg entscheiden.“

Die Worte der Eule bewirkten beim Einhorn nun tatsächlich, dass der Druck, der es gerade noch zu ersticken gedroht hatte, allmählich nachließ. „Du meinst also wirklich, dass ich nichts tun muss! Nichts, was ich nicht möchte. Und auch nichts, was ich glaube, nicht tun zu können?“, fragte das Einhorn sicherheitshalber noch einmal nach. „Ja!“, sagte da die Eule bestimmt: „Du musst nichts tun, was du nicht selbst zu tun bereit bist! Und Gott, unser himmlischer Vater, er liebt dich trotzdem! Auch dann!“

Er liebt mich trotzdem, dachte das Einhorn, und dieses „trotzdem“ hinterließ bei dem Einhorn einen sonderbar bitteren Nachgeschmack,

führte aber auch dazu, dass es erfahren wollte, was die Eule noch so alles über dieses Einhorn und dessen Aufgabe zu sagen wusste. „Bitte erzähl weiter! Die Geschichte scheint ja noch weiter zu gehen!“, bat das Einhorn und die Eule kam seinem Wunsch erleichtert und auch gerne nach: „Viel zu lange hat dieser Herr der Finsternis nun schon tiefe Dunkelheit über die Erde gebracht und so alles Schöne und Gute nach und nach vernichtet, weil er dessen Anblick einfach nicht ertragen kann.

Und über das Wenige, das dann noch geblieben war, gerieten die Menschen auf der Erde dann auch noch in Streit, Neid und Missgunst. Es brachen Kriege aus und die Menschen taten sich gegenseitig Dinge an, die noch schrecklicher waren, als der Herr der Finsternis selbst. Alles Glück, aller Wohlstand und alle Herzlichkeit sind seither von dieser Welt verschwunden. Die Menschen sind unterjocht und angewiesen auf die Gunst des Herren der Finsternis, der sie gerade einmal so am Leben erhält, um sich an ihrem Leid zu ergötzen. Die einzige Hoffnung,

die es für die Welt jetzt noch gibt, lebt in diesem, unserem Tal, behütet und verborgen bis zu dem Tag, an dem das Einhorn seine wahre Natur und seinen wahren Weg erkennt, der unauflöslich damit verbunden ist. Und dieser Tag ist heute gekommen. Denn du stehst jetzt wahrhaft neben mir.“

Mit einem Satz war das Einhorn, nun wieder völlig aufgelöst, aufgesprungen und rief erschrocken: „Ich? Ich soll das sein? Ich soll all die Dinge tun? Aber das kann ich nicht! Ich bin doch nur ein weißes Tier, das sich alleine fühlt. Ich habe keine magischen Fähigkeiten und ich habe ihn gesehen, diesen schwarzen Ritter, den Herrn der Finsternis. In meinen Träumen habe ich ihn gesehen, wie er all meine Brüder und Schwestern ins Meer getrieben hat. Und er wird auch mich töten, wenn er mich findet!“ Das Einhorn fühlte in diesem Moment wieder, wie diese glühende Hand aus ihrem Traum gierig nach seiner Mähne griff. Es roch den schwefelartigen Atem und ihm wurde schwarz vor Augen.

„Was kann ich denn schon gegen ihn ausrichten?“

„Sei ganz ruhig, mein Kind!“, besänftigte die Eule das Einhorn, das nun angstvoll umhertänzelte: „Und hab Vertrauen! Alles zu seiner Zeit und Schritt für Schritt. Alles was du brauchst, liegt in deinem Wesen. Folge nur immer deinem Herzen! Denn es wird dich immer auf dem rechten Weg halten. Und denk auch immer an das, was ich dir jetzt sage: Du trägst in dir etwas Großes, sehr Wertvolles und etwas Unbesiegbares. Und dieses Etwas ist mächtiger und stärker als alles andere auf dieser Welt, wenn du nur fest genug daran glaubst! Es ist die Liebe! Du trägst sie in dir! Und zwar in einer bedingungslosen und reinen Form, die magisch ist. Du weißt es nur noch nicht! Entdecke sie! Und wenn du sie gefunden hast, dann darfst du überaus verschwenderisch damit umgehen und sie mit beiden Händen verschenken. Und dann sei einfach gespannt, was dadurch geschieht! Säe sie in jedes Herz, das dir auf deinem Lebensweg begegnet. Denn das ist deine Aufgabe

und auch die einzige Pflicht, die dir durch diese Gabe auferlegt wurde. Sorge dafür, dass möglichst viel von dieser kostbaren Saat aufgeht! Denn mit jedem einzelnen Korn, das so aufgeht, wird es wieder heller werden auf der Erde. Und mit dem auf diese Weise wiederkehrenden Licht verliert dann auch der Herr der Finsternis an Macht. Du brauchst dabei auch keine Angst zu haben, dass du durch dieses Verschenken selbst etwas verlierst. Denn dadurch, dass du die Liebe, die du in dir trägst, verschenkst, wirst du nicht ärmer. Im Gegenteil, je mehr du von dieser, deiner Liebe, gibst, umso mehr wirst du davon auch wieder zurückbekommen. Und umso reicher wird es dich machen! Und wenn du deinen Weg, der jetzt vor dir liegt, konsequent mit Liebe gehst und wenn du diese Liebe mit offenen Armen verschenkst, dann wirst du immer auch fühlen können, wie du förmlich getragen wirst von der Kraft dieser reinen Liebe. Und dein Weg wird dir mit jedem Schritt leichter fallen! Und du wirst ihn mit Vertrauen und Zuversicht gehen können!“

Das Einhorn bemühte sich sehr darum, den letzten Worten der Eule zu folgen, aber so sehr es sich auch anstrengte, sie ergaben für das Einhorn einfach keinen wirklichen Sinn. Und so blickte das Einhorn hilfesuchend und mutlos zur Eule. „Ich seh’ schon, dir fehlt noch der Glaube daran. Aber sei versichert, er wird dir begegnen. Dann, wenn du ihn am dringendsten brauchst. Reich ihm dann deine Hand und lass ihn dir zur Seite stehen!“ Aber ich denke, für heute ist es jetzt erst einmal genug. Wir sollten besser morgen weiter darüber sprechen. Versuche jetzt erst einmal, etwas zu schlafen!“ Und plötzlich änderte sich der Tonfall der Eule und sie sprach in einem eigenartigen Rhythmus, der es dem Einhorn immer schwerer machte, den Sinn ihrer Worte mit dem Verstand zu erfassen.

„Deine Augenlider sind schon ganz schwer geworden und sehnen sich danach, sich zu schließen. Und vielleicht möchtest du dich jetzt, oder in wenigen Minuten, auch wieder auf das angenehm kühle Gras setzen. Und vielleicht möchtest du dir auch aus dem grünen, würzig

duftenden Moos ein Kissen machen und deinen Kopf, jetzt oder in wenigen Minuten, darauf niedersinken lassen. Und während du das nun tust, atmest du den ehrlichen Geruch der, dich mühelos tragenden, Erde ein und vertraust all die schweren Gedanken Mutter Erde an, die dich dann in ihrem Schoß geborgen hält. Du atmest den Geruch, der dir seit Kindertagen so vertraut ist, tief und regelmäßig in dich ein und wieder aus, ohne dass du dafür etwas tun musst. Du kannst es einfach geschehen lassen. Du musst nichts tun, nichts kontrollieren und auch auf nichts aufpassen. Du darfst einfach nur sein, so wie du bist. Und fühle nun die Müdigkeit, die Schwere deiner Glieder und die Wärme, die sich, in gleichem Maße wie die Entspannung, ganz natürlich in deinem Körper auszubreiten beginnt. Einfach ganz, ganz von selbst. So wie dein Atem, der, wie die Wellen des Meeres, einem ewigen Gesetz gehorchend, immer wieder anflutet und verebbt. Und während ich hier bei dir bin und über dich wache, dass dir kein Leid geschieht, werden all die Fra-

gen des Tages, mit jedem Einatmen immer blässer und unwichtiger. Und du sinkst weiter, mit jedem Ausatmen tiefer, in einen erholsamen Schlaf. Und du hörst weiter meine Stimme und sie begleitet dich ins Land deiner Träume, wo du Dinge erleben darfst, die wichtig für dich sind. Und vielleicht werden dir dann auch die Dinge, die dir in deinem bisherigen Leben begegnet sind, bewusst oder auch nicht. Zufälle und Fügungen, die dich dahin gebracht haben, wo du jetzt bist. Und du darfst lernen und verstehen und ganz ruhig dabei sein. Und weil du weißt, dass ich eine Eule bin und dass ich deshalb in der Nacht auch niemals schlafe, darfst du dich ganz sicher fühlen und ganz entspannt und du darfst jetzt beginnen zu träumen, träumen, träumen, träumen, träumen, .....

\*



Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)